



Königin
Luise.



Königin Luise.

Königin Luise.

Von

Dr. Eduard Engel.



„Ich bete für bessere Zeiten zu dem Allmächtigen.
Erlebe ich sie auch nicht mehr, geht es nur meinen
Kindern und durch sie meinem Volke einmal wohl!“

Berlin.

Verlag von Julius Springer.

1876.

ISBN-13: 978-3-642-93957-0 e-ISBN-13: 978-3-642-94357-7
DOI: 10.1007/978-3-642-94357-7

Softcover reprint of the hardcover 1st edition 1876

Seiner Majestät

Wilhelm

Deutschem Kaiser und König von Preußen

in tiefster Ehrfurcht gewidmet

vom

Verfasser.

Inhalt.

	Seite
I. Zum 10. März 1876.	1
II. Prinzessin Luise von Mecklenburg-Strelitz	21
III. Kronprinzessin Luise von Preußen	37
IV. Die Königin, Gattin und Mutter	56
V. Die deutsche Fürstin	81
VI. Preußen und Frankreich	103
VII. Von Jena bis Memel	120
VIII. Königin Luise und Kaiser Napoleon	134
IX. Königin Luise in Briefen und Tagebüchern	151
X. Der Königin Tod	169

I.

Bum 10. März 1876.

„Vergiß die treuen Todten nicht und schmücke
Auch unsre Urne mit dem Eichenkranz!“

Am 10. März 1876 feiert das Deutsche Volk ein Fest zu Ehren des hundertjährigen Geburtstages einer Königin, an deren Namen sich für die Geschichte Preußens wie Deutschlands die bedeutfamsten Erinnerungen knüpfen. Wohl sind in den letzten Jahrzehnten Jubiläen auf Jubiläen gefolgt, haben Denkmäler auf Denkmäler als beredte Zeugen der Volksdankbarkeit sich zum Himmel erhoben; aber die Feste und Monumente, die vielen weihvollen, mahnenden und begeisternden Gedächtnißreden galten der Verherrlichung von Männern, galten dem Andenken thatenreicher Helden, die mit Wort oder Schwert den höchsten Ruhm davon getragen, „sich um das Vaterland wohl verdient gemacht zu haben.“

Wenn in den Festesstunden des März, die der Erinnerung an Deutschlands edelste Fürstin geweiht sind, ein hehrer Frauennamen auf Aller Lippen schwebt und in Aller Herzen neues Leben gewinnt, wenn sich bei seinem Klange ein ganzes Volk eine hinter ihm liegende schwere Zeit, in der die Väter gelitten und gestritten, wachruft und als den Mittelpunkt jener Zeit noch

heute mit aller Frische der Begeisterung junger Jahre, mit aller Liebe und Hingebung eine große Frauengestalt sich vor die Seele zaubert, — so ist das etwas so Einziges, in der Geschichte der größten Nationalfeste so unvergleichlich Dastehendes, daß schon daraus allein die hohe Bedeutung der Gefeierten für das gesammte deutsche Vaterland folgt.

Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts scheint bestimmt zu sein, in immer herrlicher auftretenden Jubelfesten die Geburt der bahnbrechenden Geister zu feiern, die in den bewegtesten und empfänglichsten Zeiten der neueren Geschichte, dem 18. Jahrhundert und dem Anfange des 19., das Samenkorn ausgestreut haben, welches jetzt, zu herrlicher Frucht aufgegangen, von der Enkel müheloseren, aber dankbaren Händen eingeerntet wird. Noch strahlt in den Herzen das Freudenfeuer der Begeisterung des Schillertages, noch tönt von dem fünfzigjährigen Gedentage der Schlacht bei Leipzig das Jauchzen patriotischen Jubels über die Wiedergeburt des Vaterlandes zu uns herüber, — und wie zum Abschluß einer langen Reihe von Volksfesten naht sich uns der ewig erinnerungswerthe zehnte Tag des März, der, einst nur in enger begrenztem Kreise der unmittelbaren Unterthanen des Preussischen Königshauses herzlich gefeiert, jetzt zu einem gemeinschaftlichen Festtage für eine ganze geeinigte Nation geworden ist.

Nicht zu rauschendem Gepränge und frohlockendem Jubel eignet sich dieser Tag, — er fordert eine weihvollere Begehung, eine von Wehmuth über das Loos einer jung gestorbenen Königin durchzitterte Stimmung. Wohl klingt erhabenen Trostes voll ein altes Dichterwort zu uns: „Wen die Götter lieb haben, den nehmen sie jung zu sich,“ — aber das Menschenherz krampft sich doch jedesmal schmerzlich zusammen, wenn es hoffnungs-

reiches, noch nicht voll ausgelebtes Leben dem höheren Willen anheimfallen sieht; und gerade bei denen, die wir zu früh Gestorbene nennen, erwehren wir uns nur schwer des Gefühls von dem Walten einer harten, weil uns unbegreiflichen Ungerechtigkeit des Schicksals.

Ob wir die erhabene Todte, deren Geist, wie einst in sturm- bewegten Tagen, so auch heute die Stätten segnend umschweben wird, wo ihres Namens gedacht und der Preis der Nachwelt laut wird, — ob wir sie unglücklich nennen können, sie, die in der Liebe eines vortrefflichen Gemahls, in der Verehrung einer Schaar blühender Kinder und in der unbegrenzten Hingebung eines treuen Volkes den besten Beweis fand, daß sie, wie sie selbst gestand, bei so viel Liebe nie ganz unglücklich werden könnte? Für das Deutsche Volk wird doch stets das Perlenhalsband, das Königin Luise nicht ohne Absicht bei ihrer Rückkehr aus Noth und Elend unter das Dach ihres Vaters getragen, thränen- bedeutend sein. Für das deutsche Volk werden die Worte Göthe's „Wer nie sein Brot mit Thränen aß, — Wer nie die kummervollen Nächte — Auf seinem Bette weinend saß, — Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte“ — nie ohne weh- müthige Anwendung auf die schmergeprüfte Königin bleiben, die jene Worte in qualvoller Stunde in ihr Tagebuch geschrieben.

Königin Luise gehörte nicht zu den geistigen Heroinen, die über ihres Geschlechtes natürlicher Sphäre hinaus ihren Beruf suchten. Sie fühlte sich weniger hingezogen zur Königin Sophie Charlotte, der Vorgängerin auf dem Preußenthron, welche die Mitstrebende eines Leibnitz zu werden sich vermaß und doch mit dem Bewußtsein, unlösbaren Räthseln nachgeforscht zu haben, unbefriedigt aus der Welt schied, — als vielmehr zu der ihr ebenbürtigen Gemahlin des Großen Kurfürsten, der frommen

Luiſe von Oranien, mit der ſich auch im Namen zu begegnen ſie ſich ſtets gefreut hat.

Luiſens unvergängliche Größe beſteht in der fleckenloſen Reinheit ihrer Seele, in dem durch die Noth geſtählten, aus ächſteſter zarter Weiblichkeit zum unbeugſamen Heldenmuth der Ehre ſich aufrichtenden Charakter, — eine der wenigen Frauen, die von der großen Zeit nicht wie viele Männer zu klein befunden wurden; eine der wenigen Geſtalten jenes Zeitalters, die, wenn das All zuſammenſtürzte, inmitten von Ruinen und Vernichtung aufrecht ſtanden.

Keine äußeren Großthaten, kein unweibliches Eingreifen in die Räder des Staatsgetriebes, keine Gewaltakte, keine feierlichen theatraliſchen Proteſtationen vor verſammelten Magnaten, — und doch eine größere Heldin als eine Jungfrau von Orleans, eine Charlotte Corday, eine Maria Thereſia. Und warum? Weil in dieſer Frau vor Allen ihres Geſchlechtes und ihrer Stellung zum erſten Male eine lebensvolle Idee ſich verkörperte und von ihr getragen, von ihr mit Flammenworten ausgeſprochen, zur Standarte auf dem Wege wurde, den fortan ein ganzes Volk ſich ſelbſt befreiend ſchreiten ſollte. Weil wir in dem Munde dieſer Königin zum erſten Male die Worte hören „Mein vielgeliebtes Germanien,“ — „Was ſoll aus Deutſchland werden?“ „Von unſerer Seite wird nichts geſehen, was nicht mit dem Ganzen gehet!“

Wir werden noch Gelegenheit haben, die innerlich ſich vollziehende Umwandlung im Gemüthe der Königin Luiſe nachzuweiſen, vermöge deren aus einer wohl auch alles Preiſes werthen guten Landesmutter, getreuen Gattin und verſtändnißvollſten Erzieherin ihrer Kinder die ächt deutſche Frau wurde, die, da Alle untreu wurden, die Ehre Preußens aufrecht hielt, die zur Einigkeit,

zum unentwegten Widerstande, und mußte es sein — zum unvermeidlichen Kriege mahnte; die im edelsten Selbstvergeffen dem Gewaltigen der Erde unerfchütterten Muthes und strafenden Wortes entgentrat und einem Napoleon Bonaparte, vor welchem Kaiser, Papst und Könige sich beugten, Achtung und Ehrerbietung abzwang. Bei dem Anblick solches begeisternden Wirkens einer Frau hat der jugendliche Dichter ausgerufen:

„Ja, es giebt noch eine deutsche Tugend,
Welche mächtig einst die Ketten reißt!“

Königin Luise von Preußen hat schon bei ihrem Leben auf ihre Zeitgenossen, namentlich auf die weiblichen, den wohlthätigsten Einfluß ausgeübt. Die preußischen Frauen wetteiferten darin, dem Muster der Einfachheit und guten Sitte eines Hofes zu folgen, der unter allen Höfen Europa's damals, wie ja noch heute, an ächter Bürgertugend seines Gleichen suchte. Sie zeigte, wie man von den erhabensten Höhen des Lebens herab so beglückend und selbst beglückt wirken könnte; wie die Sittlichkeit, Frömmigkeit und alle besseren Triebe des Volkscharakters nur des ermuthigenden Anstoßes von oben bedürften, um sich gedeichlichster Entwicklung zu erfreuen. Sie bewies durch ihr eigenes Thun, daß das Annähern an das Volk, das Sichherablassen zu ihm eines der besten Mittel seiner Erziehung sei. Würdig und ihrer Stellung angemessen, wo es darauf ankam, das Ansehen des Königlichen Hauses fremden Mächten gegenüber auch äußerlich zu wahren, wo es galt zu repräsentiren; aber einfach und volksthümlich, wo keine überflüssige Schranke zwischen Königin und Unterthanen nöthig war, wo Herz sich frei dem Herzen zeigen wollte. Darum hatte keine Königin und Fürstin Deutschlands des Namens einer „deutschen Frau,“

mit dem das Volk und seine Dichter einhellig Luise ehrten, so würdig sich zu machen gewußt wie sie, Keine hat mit so viel Recht von sich sagen können, mein Ruf ist so gut wie ich selber.

Ist es nicht eine wahrhaft staunenswerthe Erscheinung, daß von allen ihren Zeitgenossen und späteren Biographen, von Freund wie Feind des deutschen Volkes, niemals auch nur der leiseste Schatten des begründeten Vorwurfs und der gegen große Seelen so gern geübten Verkleinerungssucht sich gegen sie erhoben? Daß die Blätter der Geschichte, auf denen ihr Name prangt, vom sonnigsten Hauche der wahrempfundenen Begeisterung durchweht sind? Daß die Welt diesem Frauengebilde gegenüber ihre Neigung, das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehn, einmal vergessen, und daß die Gemeinde Derer unzählig ist, die für die Königin Luise wie für das Hohe und Herrliche erglühn?

„Die Königin Luise hatte keine Feinde!“ — das ist wohl das höchste Lob, was der Geschichtschreiber ihr wie überhaupt einem Sterblichen spenden kann. Selbst politische Feinde ließen ihren persönlichen Tugenden Gerechtigkeit widerfahren und ihr früher Tod rief auch jenseits der Grenzen Preußens und Deutschlands innige Theilnahme und Trauer hervor. Die Freunde aber, deren sie im Leben so überaus viele gehabt, suchten, nachdem sie nicht mehr war, mit ängstlicher Gemissenhaftigkeit sich wegen einer vielleicht unbewußt einmal gezeigten Lieblosigkeit zu entschuldigen. Eine Preußische Prinzessin schrieb damals an den Freiherrn von Stein: „In einem Briefe läßt es sich nicht Alles so auseinanderlegen, aber mündlich würde ich es Ihnen so gern sagen, wie alle Annehmlichkeit des Lebens für mich dahin ist mit ihr! Sie war so unaussprechlich gut und schweesterlich mitfühlend gegen mich, daß ich jeden Augenblick

und bei jedem Ereigniß sie ach! mit ewigem Kummer vermisse. Wie bereue ich jedes Wort, was ich gegen sie kann gesagt haben, seitdem mir klar geworden ist, daß wenn ich es that, es gewiß nur der Neid war, der aus mir sprach, weil sie so viel besser war als ich!“ —

Wir haben in keinem von deutscher Hand herrührenden Zeugniß über Königin Luise ein Wort zu ihrem Nachtheil gefunden, und was mehr ist, auch die Schriftsteller fremder Nationen, ja selbst einer, die uns sonst unfreundlich genug gesinnt ist, stimmen mit ein in den Chor der Bewunderung und Verehrung für die hohe Frau. Ihr vielleicht einziger persönlicher Feind, Napoleon, der ihr so viel bitteres Herzeleid anzuthun nie müde ward, der ihr, bevor er sie gesehen und mit ihr gesprochen, die verabscheuungswürdigsten Lügen nachsagte und feile Seelen kaufte, um gegen die Reine zu schreiben, konnte sich von Angesicht zu Angesicht ihr gegenüberstehend des Eindrucks der Hoheit und Würde nicht erwehren, welchen die so unglückliche, von ihm wie er wähnte in den Staub gebeugte Frau auf ihn machte. Von da ab verstummten auch die Verleumdungen, die er gegen die tadellose Gemahlin seines königlichen Gegners Friedrich Wilhelm III. hatte austreuen lassen, wiewgleich er Harttherzigkeit genug besaß, um sich selbst von Luisens thränenvollem Flehen zu keinem Versprechen von Schonung bewegen zu lassen, und kaum aus dem Bereich des Wirkungskreises ihrer persönlichen Anmuth, der Ueberzeugungskraft der Vaterlandsliebe, die aus ihren Worten sprach, die edleren Eindrücke von seiner Seele „gleichwie von einem Wachstuch“ herunterwischte, — wie er selbst an die Französische Kaiserin darüber berichtete.

Und was hatte ihr der von den Flüchen der geknechteten Völker, von dem Unwillen seiner eigenen Unterthanen verfolgte

schonungslose Eroberer vorzuwerfen? Was anderes, als daß sie die Einzige am preussischen Hofe war, die gleich ihrem Gemahl die Ehre einer großen Vergangenheit nicht mit einem Schlage vernichtet sehen wollte, daß sie, ein schwaches Weib gegenüber dem rauhen Despoten, gewagt hatte, an Widerstand, an Krieg gegen den Kriegsgewaltigen zu denken, — daß sie den zum Frieden geneigteren König zu bestimmen wußte, seinem Lande lieber auf der Bahn zu einem ehrenvollen, von den Nationen* bewunderten Untergange voranzuschreiten, als einen schimpflichen Friedensvertrag zu unterzeichnen, der Preußens Schicksal an den Triumphwagen des über zertretenem Völkerglück einherfahrenden Imperators ketten sollte! Das hat ihr der Rachsüchtige nicht vergessen, der, wie ein mit seiner Jugendentwicklung vertrauter Zeitgenosse treffend bemerkte, die Beleidigungen des fünfzehnjährigen Knaben noch im späten Mannesalter rächte. Das mußte den Sieggewohnten gegen die Königin Luise aufbringen, daß in einer Zeit, wo Männer — Weiber, Fürsten — Sklaven wurden, sie ihm die Stirne bot, unbesorgt um den Zorn des Tyrannen.

Der unvertilgbare, man kann sagen, instinktive Haß, den Napoleon stets besonders gegen Preußen und sein Königshaus gehegt hat, stammt daher, daß sich die schlechte Natur in ihm verletzt fühlte bei dem Zusammenstoß mit edlen, ehrenhaften Naturen, und nichts zeigt besser seine im innersten Kern tyrannische Neigung als der gänzliche Mangel an Bewunderungsfähigkeit für glaubenstreuen, überzeugungsmuthigen Widerstand. Für ihn war das griechische und römische Alterthum in seinen heroischen Erscheinungen umsonst dagewesen, an ihm war die Bekanntschaft mit den Heldengestalten Plutarchs spurlos vorübergegangen, da er den wenigen hohen Charakteren seines

eigenen Zeitalters, zu denen in erster Reihe Luise zählt, nicht gerecht zu werden vermochte.

So hat auch der entfittlichte, undeutsche Geist eines Geng sich vor der Reinheit der Königin beugen müssen, die ihm, dem würdigen Schüler seines Lehrers Metternich, mit Thränen in den Augen von der Gefahr des Vaterlandes sprach und dabei nicht nur an Preußen dachte, sondern immer das Ganze im Auge hatte, und das zu einer Zeit, wo der Gedanke eines deutschen Vaterlandes eine unerhörte Neuheit, eine Utopie erschien. Geng war aus der pessimistischen, Alles verachtenden und doch selbst so verächtlichen Schule derer, die an wahre Tugend und Seelengröße nicht glaubten, die dergleichen nur als nicht coursfähigen, zu überwindenden Standpunkt behandelten. Er gesteht selbst sehr naiv, daß er die Königin so edel sich nicht vorgestellt, wie sie ihm in der Unterredung fünf Tage vor der verhängnißvollen Schlacht bei Jena entgegengetreten, ihn zu dem Bekenntniß zwingend, „die große, unglückliche, unvergeßliche Luise habe im ganzen Zauber ihres Herzens und der vollen Hoheit ihrer Gesinnung und Haltung gestrahlt.“

Hat doch nach dem jüngsten Kriege mit Frankreich ein französischer Bischof im Hinblick auf seine Landsleute die denkwürdigen Worte über die Königin Luise geäußert: „Ich habe die Geschichte dieser edeln Frau und ihres Volkes wieder gelesen, wie sie Beide von demselben Geiste niedergedrückt waren, der von jener Zeit an auch auf Frankreich schwer und drohend gelastet hat. Ihre Geschichte hat mich erleuchtet und gestärkt und ich kann sie Denen nur empfehlen, die der Anblick unseres Unglücks beugt.“ Und um dieselbe Zeit, da des geeinigten Deutschlands Heere noch auf französischem Boden standen, schrieb in dem geachteten Blatte seines Landes ein Franzose einen kurzen

Abriß von dem Leben der großen Königin, die er bewundernd als leuchtendes Beispiel des ächten Patriotismus seinen eigenen bethörten Landsleuten vor die Seele führte.

Vor Charakteren wie der Königin Luise verstummt selbst der erklärliche Nationalhaß, verwandelt sich das Nachgefühl in Anerkennung und Achtung. Vor solchen erhabenen und doch stets im Bereiche des Keimenschlichen, des Zartweiblichen sich haltenden Frauengestalten wagen der Spott und die Lästerung sich nicht ans Tageslicht, die einem Voltaire die Feder zur Satire gegen seine beste Landsmännin Johanna von Orleans in die Hand drückten. Luise besaß „das Kleinod in des Weibes Seele, das über allen Schein erhaben ist und über alle Lästerung, es heißt weibliche Tugend.“

Solchen doppelwerthen Zeugnissen gegenüber wollen wir die eigenen bescheidenen, zu bescheidenen Worte der Königin Luise nicht vergessen: „Die Nachwelt wird mich nicht unter die berühmten Frauen zählen, aber sie wird sagen, daß ich viel Schweres mit Geduld ertragen habe. Ach, wenn sie doch hinzufügen könnte, daß ich Prinzen das Leben gegeben habe, welche im Stande waren, das Land wieder aufzurichten!“ Sie hat sich in der einen Annahme, daß man sie nicht unter die berühmten Frauen zählen werde, getäuscht, weil sie in dem Adel ihrer weiblichen Gesinnung für etwas Selbstverständliches das hinnahm, was sie um des Vaterlandes Wohl und Ehre litt, und solches nicht als des besonderen Preises der Nachwelt für würdig erachtete. Als ob standhaft um eines großen Zweckes willen leiden für eine Frau nicht mindestens ebenso rühmensewerth wäre, wie den Männern an Thatenlust gleich kommen wollen. Als ob es nicht zu den besten wenn auch stillen Thaten zählte, daß die

Königin mit all ihrem Einfluß nur dahin strebte, Preußen, das Heimatland und das Resultat des Ruhms eines Friedrich des Großen, seiner eigenen Ehre zu erhalten und nichts geschehen zu lassen, was ihm vielleicht äußeres Ansehen auf Kosten innerer Schande eingebracht hätte. Solange das für groß und erhaben gilt, daß Königin Luise an den Grenzen ihres Reiches unter Kälte, Krankheit, den härtesten Entbehrungen lieber das ärgste Fürstenloos über sich ergehen lassen als dulden will, daß Preußen zu einem der in hündischer Unterwerfung aller Deutschen Ehre vergessenden Rheinbundstaaten von eines Napoleon Gnaden herabsinke, — solange dürfen wir getrost wagen, der bescheidenen Königin in dem Urtheil über ihren eigenen Werth zu widersprechen. Für solche lautlos vollbrachten Ruhmesthaten der Seele hat ihr darum auch die Nachwelt ihren reichsten Ehrenkranz gespendet.

Und wenn die Sehnsucht abgeschiedener Geister es vermag, sich über Jahrzehnte hinaus an die Stätten zu versetzen, wo einst der irdische Leib in Trübsal und Hoffnung, in Leid und Freud gewandelt, dann wird Luises Geist auch die Erfüllung ihres Wunsches, „Prinzen das Leben geschenkt zu haben, welche das Vaterland aufrichteten,“ in kaum zu ahnen gewagter Herrlichkeit schauen.

Zur glänzendsten Verwirklichung ist das Gebet der frommen königlichen Dulderin geworden: „Meine Sorgfalt ist meinen Kindern gewidmet für und für, und ich bitte Gott täglich in meinem sie einschließenden Gebete, daß er sie segne und seinen Geist nicht von ihnen nehmen möge!“ Klingt das nicht wie ein gewaltig in die Zukunft vorwärts dringender Ruf aus der Nacht des Elends in das helle Licht des Tages? Ist das nicht eine wundersame Bestätigung von der unbegreiflichen Zauber-

macht des Mutterherzens, das durch sein heißes Wünschen und seine inbrünstigen Gebete die Geschicke der Kinder mit zu lenken vermag?

Der älteste Sohn der großen Königin, deren Jubelfest zu begehen Deutschland stolz sein darf, sprach einst im Geiste seiner ihm vorangegangenen Mutter: „Deutschlands Einheit liegt mir am Herzen, sie ist ein Erbtheil meiner Mutter.“ So hat auch Luise in Preußen die Verkörperung der deutschen Idee geahnt und zu entfalten gestrebt, wenn sie sagte: „Die großen Rettungsmittel sind ganz allein in der engsten Vereinigung aller Derer zu finden, die sich des deutschen Namens rühmen.“

Es ist ein bezeichnender Zug für das durch und durch Deutsche ihrer Gesinnung mitten in jenem französisirten Zeitalter, wo ganz Europa nichts weiter war als ein schlechter Abklatsch gallischer Unsitte, daß sie da an dem Studium deutscher und preußischer Geschichte sich innerlich aufrichtete, daß sie in solcher Krafnahrung des Geistes die Hoffnung auf die endliche Wiedergeburt des Vaterlandes fand, deren erstes Morgendämmern sie in mancher Offenbarung des Volksgeistes schon erlebte, wenn auch ihre Sonne erst in der ewigen Heimat ihr aufging. Ganz von der Liebe für Deutschland beseelt konnte sie auch einem ächt deutschen Fürsten wie Theodorich, bei dem noch kein fremdländisches Wesen der reinen Bewunderung störend in den Weg tritt, den Vorzug geben vor der gewaltigen Erscheinung eines Karl des Großen, weil dieser durch seine Eroberungssucht und sein „Frankenthum,“ wie sie es mit einem Blick auf Napoleon nannte, bei ihr keine herzliche Begeisterung aufkommen ließ.

Eine unübersehbare Anzahl von Zeugnissen der besten Männer und Frauen, die mit der Königin Luise in Berührung gekommen,

sprechen alle ohne Ausnahme für ihre hervorragenden herzzewinnenden Eigenschaften. In den Kreisen ihrer Unterthanen, namentlich bei den getreuen, so sehr begeisterungsfähigen Berlinern hatte sich ein förmlicher Cultus mit der allverehrten Monarchin herausgebildet. Alt und Jung mußte von ihrer Lebenswürdigkeit, ihrem Wohlthun, ihrem bis auf das Kleinste sich erstreckenden, theilnehmenden Wirken zu erzählen. Ein ganz eigener Ton hatte sich durch sie in den Bürgerkreisen gebildet, man war stolzer als selbst zu den Zeiten des großen Friedrich, sich einen Preußen zu nennen. Sänger und Bildhauer sahen durch Luise's Theilnahme auch an der idealen Entwicklung ihres Volkes eine neue Aera für die künstlerische Ausbildung des vaterländischen Geistes über Preußen gekommen.

Wenn der Königin Luise darum etwas die ewige Fortdauer ihres Namens zu verheißen im Stande ist, so ist das der Ruhm, daß sie „den Besten ihrer Zeit genuggethan und so gelebt für alle Zeiten!“ Ja, für alle Zeiten, in denen man sich mit freudigem Stolze, mit stärkerem Herzschnalge der Thaten der Vorfahren erinnert; für alle Zeiten, in denen die Dankbarkeit lebendig bleibt für die Fürstenfamilie, die würdig einer Mutter wie Luise so Großes für Preußen und für des Preußen weiteres Vaterland gethan hat und sicherlich noch thun wird. „Denn das ist,“ sagt Göthe, „der Vorzug edler Naturen, daß ihr Hinscheiden in höhere Regionen segnend wirkt wie ihr Verweilen auf der Erde, daß sie uns von dorthier entgegenleuchten als Richtpunkte, wohin wir unsern Lauf bei einer nur zu oft von Stürmen unterbrochenen Fahrt zu lenken haben, daß diejenigen, zu denen wir uns als zu Wohlwollenden und Hilfreichen im Leben hinwandten, nun die sehnsuchtsvollen Blicke nach sich ziehen als Vollendete, Selige.“

Königin Luise hat mit Thränen gesäet, was Andere, was auch wir mit Freuden geerntet haben. Sie hat ihr bestes Herzblut hingegeben für die Sache des bedrückten Vaterlandes; sie ist über Preußens Erniedrigung auf dem Schmerzenslager gestorben, einen nicht minder edlen Tod fürs Vaterland als der ist, welchen der Krieger auf dem mit seinem Blute gewonnenen Schlachtfelde stirbt. Aber aus ihren Gebeinen sind nach dem Worte des Großen Kurfürsten die rächenden Söhne erstanden, die all die Schmach ihres Landes, um welches die Mutter heiße Thränen vergossen, mit Schwerthieben tilgten, die den großen Eroberer und seinen kleinen Nachahmer so tief gebeugt haben, wie selbst Luise einst in unverschuldetem Unglück vor dem unbarmherzigen Sieger nicht dagestanden.

Wenn das preußische Volk, vertraut mit den unsäglichen Leiden, die die große Königin um ihr Land erduldet, nach den Tagen der Erhebung von 1813 noch einen innigen Wunsch hatte, so war es der, daß es ihr vergönnt gewesen wäre, mit eigenen Augen das Land der Verheißung zu schauen, welches ihr Herz so heiß, so selbstlos ersleht hatte. Das ist das Tief Schmerzliche in dem Schicksal der Frühgestorbenen, daß sie mit dem Zweifel aus dieser Welt schied, ob nicht all ihr Ringen, all ihre Entbehrungen für das Land auf lange Zeit hinaus vergebens gewesen; daß sie nicht mehr die Kanonen donnern gehört, die der Welt den herrlichsten Sieg bei Leipzig verkündeten, nicht mehr in das Tedeum eingestimmt, welches aus Millionen dankerfüllter Herzen nach der Entscheidungsschlacht des langen Völkerkrieges bei Waterloo an unzähligen Altären zum Himmel stieg.

Aber wenn sie auch nicht die ganze Herrlichkeit der Auferstehung ihres Volkes vorhersehen konnte, so hat sie doch als

seliger Geist, der in den Herzen der Edelsten und Heldhaftesten unter der deutschen Jugend seine Wohnung genommen, unendlich Großes und Gutes dazu mitgewirkt. In ihr feierte das Lied begeisterter Dichter den „Schutzgeist deutscher Sache“ und zeigte ihr über den Wolken voranstrahlendes Bild als ein „In hoc signo vinces!“ dem Heere, dessen jungen Kriegern die Väter und Mütter von der edlen Preußenkönigin erzählt hatten, während noch der Landesfeind in den Mauern der Städte stand und sich doch schon jedes Herz Genugthuung für die ihm selbst durch das Leid Luizens angethane Trübsal zu erkämpfen schwur. Wie einst begeisternd ein zartes Mädchen den Franzosen in ihrem gerechten Kampfe gegen englische Eroberer die Driflamme in den Händen voranschritt, so schwebte damals unsichtbarlich und doch von Jedem gefühlt der gute Geist der Deutschen Frau um die todesmuthigen Schaaren der ergrauten Krieger und unbärtigen Jünglinge, die die gemeinsame Noth dem gemeinsamen Feinde entgientrieb.

Und als endlich der Kriegslärm verhallt war, als neubelebt ein Jeder unter den Segnungen des heiß errungenen Friedens im freien Vaterlande an sein Tagewerk ging, als Glück und Ueberfluß wiederzukehren versprochen in das schwer heimgesuchte Land, da empfand Jeder halb unbewußt, daß etwas ihm fehle, um vollkommen zufrieden sich der jetzt anhebenden Zeiten erfreuen zu können. Es erscheint kaum glaublich uns, die wir in dem legendenfeindlichen, so sehr „aufgeklärten“ letzten Viertel des 19. Jahrhunderts leben, wenn wir hören, daß sich bald nach dem Pariser Frieden erst vereinzelt, dann immer allgemeiner namentlich unter der einfachen Bevölkerung des flachen Landes und der kleineren Städte der poetische, rührende Glaube verbreitete, die holde Königin sei gar nicht

gestorben, sie lebe noch und halte sich nur einstweilen verborgen, bis Ruhe und Frieden wieder dauernd hergestellt seien. Ein schöneres Seitenstück zu der alten Sage vom Barbarossa im Kyffhäuser, der dort hinabgenommen des Reiches Herrlichkeit und einstens wiederkommen wird mit ihr zu seiner Zeit, läßt sich gar nicht denken. Das Volk wollte sich nicht den beseligenden Glauben entreißen lassen, daß die Landesmutter noch zum Segen für die Unterthanen wiederkehren werde. Das einfache Gemüth klammerte sich dem erbarmungslosen Geschehe gegenüber um so inniger an die Ueberzeugung, daß so große Schönheit, so leutselige Hoheit nicht mit einem Schlage von der Erde verschwinden könne. Und das Volk hatte so Unrecht nicht: das unsterbliche Theil der edlen Königin lebt fort mit ganzer Frische im Herzen der dankbaren Nachwelt, diesem unvergleichlichen Kyffhäuserberge.

Frauen wie Luise würden auch auf jedem anderen Piedestal wie auf dem Königsthron zu den bewunderungswürdigsten Erscheinungen zählen. Hätte ihre Wiege in einer Hütte oder im engen bürgerlichen Hause gestanden, — sie hätte in jedem Kreise des Lebens einen hohen Beruf für sich gefunden und ihre Sendung getreulich erfüllt, wenn sie auch nicht so Weittragendes hätte wirken können wie auf einem Throne. An solche Frauengestalten hat sicher auch der Dichter gedacht, als er beim Abschlusse seines Lebenswerkes die Worte als Facit unter das Ganze setzte: „Das Ewigweibliche zieht uns hinan!“ Sie bedürfen gegenüber einer Königin Luise keines weiteren Kommentars. Hat sie es doch bei der Thronbesteigung erklärt, was ihr die Königinwürde so viel theurer und erhabener erscheinen lasse, — daß sie fortan mit um so reicheren Händen ihrem Triebe zum Wohlthun nachhangen könnte und nicht mehr so ängstlich

jede Gabe, die sie ihren Armen zudachte, zu wägen brauchte. Hat je eine Königin ein größeres Wort gesprochen als dieses Glaubensbekenntniß einer wahrhaft deutschen Fürstin, die ihre schönste Aufgabe erfüllt sah in dem Glück und der Liebe auch ihrer ärmsten Unterthanen?

Einen eigentlich stehenden Beinamen, wie manche Kaiser und Könige sich denselben erworben, hat ihr das Volk nicht beigelegt, wohl wissend, daß zu dem Namen „Luiſe.“ Jeder ihr ein schmückendes Beiwort giebt; aber wenn König Friedrich Wilhelm III. sich im Andenken der Nachwelt des Namens „der Gute“ erfreut, so hat an diesem Ehrentitel, den das Volk verleiht, Königin Luiſe ihren vollen Antheil.

An dem Tage, da Deutschland und namentlich Preußen die hundertjährige Feier des Geburtstages der guten, großen Königin begeht, sind die meisten Zeugen jener ereignißreichen Periode, in der sie gelitten, von dem Schauplatz ihrer Thaten längst abgetreten. Todt ist der König Friedrich Wilhelm III., dessen hundertjähriges Geburtsfest in den Augusttagen des Jahres 1870 so bedeutungsvoll durch den von jenseits des Rheins wieder einmal herüberdonnernden Kanonenlärm unterbrochen wurde, — „Meine Zeit ist in Unruhe“ steht ja über seiner Gruft geschrieben. Todt ist auch der älteste Sohn und Nachfolger des hohen Königspaares, sein Herz liegt zu den Füßen seiner Eltern in der stillen Halle des Mausoleums in Charlottenburg begraben. Todt sind die Getreuen, in deren Armen, an deren Brust die Königin Luiſe den letzten Athemzug gethan, — todt ist der Mann, der ihr das größte Weh bereitet, todt all die Helden, die das Andenken ihrer Herrin an den übermüthigen Feinden gerächt haben. Nur einige hohe Gestalten ragen noch zu uns herüber, die in der Geschichte der traurigen Tage in

Königsberg und in Memel an den Grenzen des Reiches als harmlose, zum ersten Male rauh vom Schicksal angefaßte Knaben uns begegnen. Sie lebten getreu dem mahnenden Zuruf ihrer königlichen Mutter in den Schreckenstagen des Oktober 1806: „Ach, meine Söhne, ihr seid schon in dem Alter, wo euer Verstand diese schweren Heimsuchungen fassen kann. Rufet künftig, wenn eure Mutter und Königin nicht mehr lebt, diese unglückliche Stunde in euer Gedächtniß zurück! Weinet meinem Andenken Thränen, wie ich sie jetzt in diesem schrecklichen Augenblick dem Umsturze meines Vaterlandes weine. Aber begnügt euch nicht mit den Thränen allein. Handelt, entwickelt eure Kräfte! Vielleicht läßt Preußens Schutzgeist sich auf euch nieder. Befreiet dann euer Volk von der Erniedrigung, worin es schmachtet! Suchet den jetzt verdunkelten Ruhm eurer Vorfahren von Frankreich zurückzuerobern, wie euer Ahnherr der Große Kurfürst einst bei Fehrbellin die Niederlage und Schmach seines Vaterlandes an den Schweden rächte. Ach, meine Söhne, lasset euch nicht von der Entartung dieses Zeitalters hinreißen! Werdet Männer, Helden, würdig des Namens von Prinzen und Enkeln des Großen Friedrich. Und wenn ihr den niedergebeugten Staat nicht wieder aufrichten könnt, so suchet den Tod, wie ihn Louis Ferdinand gesucht hat!“ —

Die Tage von Leipzig, Paris, Gravelotte und Sedan haben den ältesten überlebenden Sohn Luizens, König Wilhelm, gesehen, Blick und Arm dem fliehenden Feinde des Vaterlandes zugewendet. Er hat auch getreulich den Lieblingswunsch der Königin, die Vereinigung ihres „vielgeliebten Germaniens“ nach hartem Kampfe ausgeführt. Fühlbar und sichtbar ruht auf den in bewegter Zeit früh gestählten Nachkommen

jenes Königspaares der Segen, der den Kindern Häuser baut, und so werden sie auch nach des Dichters Wort „noch glänzen, die spätesten Geschlechter!“

Das Sekularfest der Königin Luise folgt nur um wenige Monate auf die Enthüllungsfeier der Statue des Reorganizers seines Landes, des Freiherrn von Stein. Er hat die Königin, seine hohe Gönnerin, um ein ganzes Menschenalter überlebt, er hat die Neuentfaltung Preußens noch gesehen und thätigen Antheil daran genommen. Ihm hat denn auch das Volk als dem Träger derselben Ideen, von denen Königin Luise ihr Lebenlang befehlt war, nur wenige Jahre später seinen Dankbarkeits tribut abgetragen als dem „Vater des Vaterlandes“ Friedrich Wilhelm III.

Nicht gilt es an diesem hundertjährigen Gedenttage der Königin, ihr ein öffentliches Denkmal inmitten der geschäftigen, lärmenden Hauptstadt zu errichten, die so oft sich früher zu ihrem Empfange in feierliches Festgewand gehüllt, — ihr Bild ruht mit unauslöschlichen Zügen in der Brust jedes deutschen Mannes und jeder deutschen Frau, denen die schönste Erinnerung der Vorzeit lieb und werth ist. Wer aber der äußeren Anregung zur inneren Sammlung an solchem Tage bedarf, der suche dann hinter dem Schlosse zu Charlottenburg in den geweihten Räumen des Mausoleums das marmorne Bild der Königin Luise auf, versenke sich vor ihm in die wehmüthige Betrachtung all des Erdenleides, was auf dieser reinen Stirn gelastet und lasse sich hier an geheiligter Stätte, wie vor ihm so viele Tausende, von Ehrfurcht vor solcher strahlenden Weibeshoheit durchdringen!

An eben dieser Stelle haben Gemahl und Söhne der Königin in schweren Stunden gekniet und um Beistand bei verhängnißvollen Schritten zum Himmel gefleht, — und noch in spätem Jahrhunderten wird sie ein Wallfahrtsort für alle Diejenigen sein, welchen die Grabstätte der Mutter des ersten Deutschen Kaisers Deutscher Nation heilig ist.



II.

Prinzessin Luise von Mecklenburg-Strelitz.

„Ihr ruhen noch im dunkeln Schooße
Die schwarzen und die heitern Loofe.“

Die Wiege der Königin Luise von Preußen stand nicht an einem der durch Luxus und äußere Macht glänzenden Fürstenthümer Europa's. Nach menschlicher Berechnung wäre kaum anzunehmen gewesen, daß einer der kleinsten Staaten des nördlichen Deutschlands eines seiner Fürstentöchter auf den Thron Friedrichs des Großen heben würde, zumal da in jenen Zeiten noch mehr als heute Königssehen sich nach dem jeweiligen politischen Für und Wider zu richten pflegten.

Luisens Vater war ein einfacher Prinz von Mecklenburg-Strelitz, ohne große Aussicht, jemals zur Regierung zu gelangen. Die Aufmerksamkeit der Europäischen Höfe lenkte sich schon mehr auf das kleine Duodezländchen, welches sich damals nur einer einzigen Stadt erfreute, sowie auf den darin residirenden Hof, als durch eine Vermählung mit dem Regenten des reichsten und größten Landes der Welt aus einer Mecklenburgischen Prinzessin eine Königin von Großbritannien und Irland wurde. Die Tante Luisens, Prinzessin Charlotte, wußte durch eine lebenswürdige, wenn auch nicht von Erfolg gekrönte That die Augen des Königs Georg von England und Kurfürsten von Hannover

auf sich zu ziehen: unter den Leiden des harten Kriegs- und Winterjahres 1760/61 schrieb nämlich die kleine muthige Prinzessin einen rührenden Brief an König Friedrich von Preußen, worin sie ihn beschwor, doch der Mecklenburger gnädigst schonen zu wollen und sie nicht mit überflüssigen Kriegsleiden zu drücken. Friedrich der Große mochte andere Dinge zu thun haben, als mit einer Mecklenburgischen Prinzessin, damals noch einem Kinde, sich in eine Korrespondenz über hochwichtige Staatsangelegenheiten einzulassen; er scheint aber doch dem Briefe Veröffentlichung gegeben zu haben, denn König Georg zeigte sich nachmals mit dessen Inhalt vollkommen vertraut.

Um die Zeit war nach dem Tode des Vaters Prinz Friedrich Adolph regierender Herzog von Mecklenburg geworden, der sich natürlich durch eine Heiratswerbung des stolzen England um die Hand seiner Schwester nicht wenig geschmeichelt fühlte. Er gab seine Einwilligung, und von zwei edeln Lords und Würdenträgern der britischen Krone geleitet hielt Prinzessin Charlotte ihren Einzug in London als Gemahlin Königs Georg III.

Königin Charlotte hatte noch einen jüngeren Bruder, den Vater Luizens, Prinz Karl Ludwig Friedrich, den sie ganz besonders liebte und mit häufigen Einladungen an den Englischen Hof bedachte. Auch Georg III. wollte seinem lebenswürdigen Schwager wohl und übertrug ihm die militärische Oberleitung der Hannoverschen Haustruppen. In dieser Stellung vermählte er sich mit einer Hessen-Darmstädtischen Prinzessin, Friederike Karoline Luise, durch welche Ehe Prinz Karl in verwandtschaftliche Beziehung, wenn auch etwas weitläufiger Natur, mit dem Königshause der Hohenzollern trat: eine Cousine seiner Gemahlin war nämlich mit dem damaligen Kronprinzen von Preußen, nachmaligem Könige Friedrich Wilhelm II., vermählt.

Prinz Karl residirte mit seiner kleinen Familie in Hannover und bewohnte hier den größten Theil des Jahres über ein unscheinbares Häuschen, wie es heute in dem stattlich verschönerten Hannover jeder Privatmann besser sein eigen nennt. Es stand in der Nähe des heutigen „Reitwall,“ wurde im Laufe der Zeit abgebrochen, aus Achtung aber vor der Geburtsstätte der Königin Luise, die auch in seinen Räumen ihre ersten seligen Kinderjahre verlebt hat, in dem benachbarten Herrenhausen sorgfältig wieder aufgebaut. Wer den kleinen, übrigens sehr lohnenden schattigen Weg durch die Lindenallee, die von der Stadt in einer Stunde nach Schloß Herrenhausen führt, nicht scheut, kann noch heute von einem alten Veteranen der Befreiungskriege das Zimmer sich zeigen lassen, in dem Luise das Licht der Welt erblickte.

Preußens große Königin wurde ihren Eltern als sechstes Kind am 10. März des Jahres 1776 geboren. Sie wurde in der heute auch schon längst abgebrochenen Kirche „Zum heiligen Geist“ in Hannover getauft und erhielt die Namen Luise Auguste Wilhelmine Amalie. Drei Kinder waren dem Prinzen Karl jung gestorben und so hatte er außer der jüngsten Prinzessin Luise nur noch zwei Töchter, Charlotte und Therese.

Wenige Monate nachdem der Himmel ihn mit seinem Töchterchen Luise gesegnet, veränderte sich auch seine Stellung zu seinen Gunsten, — er wurde zum General-Gouverneur von Hannover befördert und konnte von nun an das Regierungsschloß in der Leinestraße beziehen, wo er so unumschränkt herrschte, wie es die damaligen patriarchalischen Verhältnisse und sein ganz englisirter, um sein Stammland sich wenig kümmernder Souverän Georg nur irgend gestatteten.

Luise bekam noch eine Schwester, die Prinzessin Friedrike*),

*) Spätere Königin von Hannover.

und einen Bruder, Georg. Namentlich der Letztere hat mit unerschütterlicher Treue und Zärtlichkeit an seiner Schwester sein Lebelang gehangen, und im traulichsten Beisammensein mit dem jüngeren Bruder fühlte sich Luise als unglückliche, vom Schicksal gebeugte Königin am glücklichsten zu der Zeit, wo schon der Todesengel über ihrem Haupte schwebte und das holde Band der innigsten Geschwisterliebe zu zerreißen drohte.

Die Prinzessin Friederike Karoline, Luises Mutter, starb schon im Jahre 1782 und ließ ihre Kinder im jugendlichsten und hilflosesten Alter zurück. Luise zählte bei dem Tode ihrer Mutter erst 6 Jahre, und wenn auch Kinderthränen, die am Sarge der Mutter fließen, schnell von dem tröstenden Hauche jugendlicher Sorglosigkeit getrocknet werden, so hat doch dies Ereigniß auf das gefühlvolle Kind sicher eine nachhaltige Wirkung ausgeübt. Sie hat in frühesten Jugend das unbegreifliche Walten des Geschickes an sich erfahren, das, wie ein Dichter unter demselben Schmerzgefühl klagt, „die Mutter kann von ihrem Kinde reißen“; sie hat dann selbst das bange Pochen der Angst des Mutterherzens gefühlt, da sie auf ihrem letzten Lager dem sichern Tode ins Angesicht schaute und ihr quälender unverscheuchbarer Gedanke bis zu ihrem Sterbeseufzer war: „O, wenn ich meinen Kindern stürbe!“ Der Verlust der eigenen Mutter in so jungen Jahren hat ihrem ganzen Leben den Charakter aufgeprägt, den sie in noch härterer Leidenschule später so herrlich offenbarte.

Wie treu und pietätsvoll die Frühverwaiste noch nach langen langen Jahren der Mutter gedachte, als sie selbst schon Mutter von blühenden Söhnen und Töchtern geworden, verbürgt die Unterredung, die sie einst mit ihrem königlichen Gemahl auf

einem Spazierritt gehabt. Die Augen schließend, überließ sich Luise auf dem Rücken ihres guten Rosses ganz ihren Träumereien, und als der König besorgt fragte, ob sie etwa aus Furcht die Augen schlosse, antwortete sie: „Das nicht, aber, wenn ich beim Galopp die Augen zudrücke, dann ist es mir gerade, als schaukele ich mich in einer Wiege und ich träume mich in meine Kindheit zurück.“ Und auf die Frage: „An wen denkt denn das Kind?“ sprach sie weiter: „An wen anders als an meine unvergeßliche Mutter, der es leider nicht beschieden war, das Glück ihrer Luise an Deiner Seite zu erleben.“ — Noch schöner ist das Wort, welches sie auf der Flucht nach Königsberg zu ihrer getreuen Berg geäußert: „Wie gut, daß dies meine liebe Mutter nicht erlebt hat!“ Am besten aber bewies sie ihre Anhänglichkeit an das Andenken der Mutter durch die eigene Aufopferung für ihre Kinder, die im Leiden ihr Stolz und ihre Hoffnung auf eine bessere, wenn auch ihren Augen verborgene Zukunft waren. Sie hatte früh empfunden, was es heißt, mutterlos zu sein, und suchte darum ihren Kindern an Mutterliebe alles das zu Theil werden zu lassen, was sie selbst so schmerzlich früh hatte entbehren müssen. Wohl mochte auch ein Gefühl der Todesahnung durch ihre Seele zittern und sie sich deshalb mit gesteigerter Innigkeit an ihre Kinder, das beste Band des Lebens, klammern.

Prinz Karl, der tiefgebeugte Vater, der an seinen Kindern mit der hingehendsten Liebe hing, sah die Nothwendigkeit ein, den zarten verwaisten Wesen eine neue Mutter zu geben, und so führte er die Schwester seiner verstorbenen Gemahlin, eine Prinzessin Charlotte von Hessen-Darmstadt als seine Gattin heim, — aber auch sie starb nach kurzer glücklicher Ehe im Jahre 1784, nachdem sie einem Sohn das Leben geschenkt.

Da mochte es doch wohl dem zweimal vom Unglück so schwer heimgesuchten Prinzen Karl zu trübe auf der Seele lasten, länger an der Stätte zu weilen, wo ihm einst das schönste Familienglück gelächelt und wo er jetzt in dem fremden Lande sich fremder fühlte als je vordem. Er siedelte mit seinen 6 Kindern nach dem freundlichen Darmstadt über, um den einer weiblichen Erziehung und mütterlichen Leitung so dringend bedürftenden Prinzessinnen in der Großmutter die getreue Pflegerin zu geben.

Hier entwickelte sich die schon damals im holdseligsten Reiz kindlicher Schönheit und Unschuld strahlende Prinzessin Luise aufs glücklichste. An das Schloß, welches die Großmutter als frühere Landgräfin von Hessen-Darmstadt bewohnte, stieß ein herrlicher Garten, der durch die geheimnißvolle Grabstätte der berühmten Landgräfin Caroline, der Freundin Friedrichs des Großen, eine besondere Bedeutung hatte. Im französischen Geschmack Le Nôtre's angelegt, bot der Garten mit seinen langen Alleen, Grotten und Lauben den Kindern die reichste Gelegenheit zur freien Bewegung, und da in jenen Zeiten selbst die Fürstenkinder nicht übermäßig mit Vorbereitungen auf eine glänzende Zukunft geplagt wurden, so gedieh Luise zur Freude ihres Vaters in ungestörter Gesundheit.

Derselbe Garten hatte einst bei Lebzeiten der Landgräfin Caroline einen Wolfgang Göthe gesehen, in ihm ward ein großer Theil des „Tasso“ geschrieben; hier wandelte auch Schiller bei einem vorübergehenden Besuch, nachdenkend über den damals entstehenden „Don Carlos.“ Er hat wohl das kleine Mädchen, die im Garten munter mit den Schwestern herumsprang, kaum beachtet, und doch sollte sie es werden, die als Königin von Preußen beim Anbruch eines neuen Jahrhunderts den Dichter nach ihrer Hauptstadt Berlin lud, und die noch nach seinem Tode

in den Zeiten schwerster Trübsal an seinen erhebenden Worten sich aufrichtete.

Aus den frohen Tagen im Darmstädter Schloß, wo nichts die hinausstrebende Kinderseele einengte, schreibt sich wohl für die Königin Luise der starke Zug zur Bewunderung der schönen freien Natur her. Nie hat sie sich in späteren Jahren nach ihrem eigenen Geständniß wahrhaft wohler gefühlt, als wenn sie die lästigen Fesseln des Hoflebens in den Palästen abstreifen und durch Wald und Flur wandern konnte. So suchte sie ihrem tiefen Hange nach dem Höheren und Ewigen einen faßbaren Ausdruck zu geben in dem innigen Anschmiegen an die Natur, die ihr diese Liebe auch stets reichlich vergalt. Ganz aus ihrer Seele gesprochen waren die Worte, die Hippel über die Liebe zur Natur schrieb: „Freude an der Natur ist das Probatum est eines guten Gewissens.“ Wie in ihren Kindertagen, flüchtete Luise auch als Königin aus der Schwüle der Verhältnisse, so oft sie nur konnte, hinaus in Gottes freie Welt. „Ich muß“, heißt es in einer ihrer Aufzeichnungen hierüber, „den Saiten meines Gemüthes jeden Tag einige Stunden Ruhe gönnen, muß sie dadurch gleichsam von Neuem aufziehen, damit sie den rechten Ton und Klang behalten. Am besten gelingt mir das in der Einsamkeit, aber nicht im Zimmer, sondern in dem stillen Schatten der freien schönen Natur. Unterlasse ich das, dann fühle ich mich verstimmt, und das wird noch ärger im Geräusch der Welt.“

Luizens Großmutter hielt streng darauf, daß die Prinzessinnen, deren Vater ja nur ein mit geringen Glücksgütern gesegneter, apanagirter Fürst war, in der einfachsten Weise erzogen wurden. Rührend ist die wohlbeglaubigte Reminiscenz der Königin Luise, daß sie in ihren Mädchenjahren sich mehr als einmal die seidenen Schuhe, die Abends auf dem Parquet des Gesellschaftssaales

paradirten, selber angefertigt habe. Solche gediegene, schlichte Erziehung brachte es auch bei ihr zu Wege, daß sie unter dem hereinbrechenden Elend der Jahre 1806—1810 niemals den Verlust des äußeren Glanzes und Schimmers vermißte, der vielen Anderen ihres Ranges unentbehrlich gedünkt hätte, sondern ohne ein Wort der Klage darüber ihr Loos hinnahm und es sich nach Möglichkeit besser zu gestalten bemüht war.

In dem Herzen Luizens haben die ersten mächtigen Eindrücke der Jugend einen entscheidenden Einfluß auf ihr ganzes Leben ausgeübt, und alle, die ihr in den Jahren bis zu ihrer Erhebung auf den Thron Preußens nahe gestanden, werden sich nicht überrascht gefunden haben durch die Seelenstärke, mit der sie das Unglück ertrug, welches sie wohl beugen aber nicht erniedrigen konnte. Als Königin Luise im Februar des Jahres 1809 von den rauschendsten Festlichkeiten, die ihr zu Ehren der Russische Hof mit seinem galanten Kaiser an der Spitze veranstaltet hatte, aus Petersburg in die stille, einfache Wohnung nach Königsberg wieder zurückgekehrt war, schrieb sie mit dem an einer Frau doppelt bewundernswerthen Heldenmuth der Resignation: „Ich bin gekommen, wie ich gegangen. Nichts blendet mich mehr und ich sage: mein Reich ist nicht von dieser Welt!“ Durch ihre Jugenderziehung war sie würdig gemacht, an der Seite des Königs zustehen, der sein Leben hindurch es sich zum Grundsatz gemacht hatte, „selbst die Groschen zu sparen, damit die Unterthanen des Thalers nicht entbehrten“, und der seinen nothleidenden Provinzen durch das leuchtende Beispiel weiser Sparsamkeit des Hofes ein Leitstern zur Besserung wurde.

Von den Erzieherinnen der Prinzessin Luise verdient eine hier nicht ungenannt zu bleiben, weil sie durch Wort und That nicht wenig dazu beitrug, die guten Keime in dem leicht zu

lenkenden Kindergemüth zur Blüthe zu entfalten. Die Demoiselle Gélieux, eine fromme, dem lutherischen Bekenntniß angehörende Schweizerin, wurde an den Hof zu Darmstadt berufen, um den Unterricht der Prinzessinnen in ihre Hand zu nehmen, und sie hat sich des Vertrauens in vollstem Maße würdig gezeigt. Sie gefiel den Kindern sogleich durch ihr freundliches, auf die kleinen Leiden und Freuden der Jugendwelt theilnehmend eingehendes Wesen, und so wurde es ihr nicht schwer, ihren Liebling, die kleine Luise, schon früh in allen Tugenden zu üben, die einst in das Diadem der Königin die hellsten Steine setzen sollten. Sie war es namentlich, die in das empfängliche Herz des Kindes die Saat gläubigen Vertrauens auf eine göttliche Fürsorge austreute; von ihr hat Luise gelernt, in allen ihren Thaten den Höchsten rathen zu lassen und in bangen Stunden zuerst nach dem starken Anker des Wortes Gottes zu greifen. Aus so angelegtem frommem Gemüthe quollen die Verse des „Halleluja in Thränen,“ wie sie den 126. Psalm gern nannte, den sie, die aus der Hauptstadt ihres Landes vertriebene Fürstin, mit einigen Aenderungen auf ihre Lage anwandte: „Wenn der Herr die Gefangenen und Schwerbeladenen erlösen wird, so wird uns sein wie Träumenden. Dann wird unser Mund voll Lobes und unsere Zunge voll Ruhmens sein. Dann wird die Welt sagen, der Herr hat Großes an ihnen gethan. Ja, Großes hat der Herr an uns gethan, dessen sind wir fröhlich. Herr, wende unseren Jammer und mach ein Ende unserer Noth, Du der dem tobbenden Weltmeer Ufer setzest und Grenzen giebst. Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten. Sie gehen hin und weinen und tragen edeln Samen; sie kommen mit Freuden und bringen ihre Garben.“

Unter Leitung milder Hände und frommer Herzen wuchs Luise auf, — eine schöne Seele in einem schönen Körper. Früh hat sie es gelernt, wohlzuthun und mitzutheilen; sie wußte aus ihrer Jugendzeit her, wie man mit den Armen spricht, wie man oft mit Wenigem als ein rettender, von Kranken und Nothleidenden gepriesener Engel erscheinen kann. An der Hand der frommen Gélieux trat sie selbst, das holdeste Fürstenkind, wie eine freundlich lächelnde Fee in die Hütten und an das Lager des Glends, — und solchem Beruf ist sie auch als hohe königliche Frau mit Hintansetzung der vielgerühmten, ihr aber in solchen Fällen lächerlich, ja unsittlich erscheinenden Hofetikette getreu geblieben. Wie einst der große Stifter des Habsburgischen Hauses „was er als Ritter gepflegt und gethan, nicht wollte als Kaiser entbehren,“ so hat auch Königin Luise die höchste Befriedigung in der Ausübung derselben beseligenden Tugenden gesucht und gefunden, die sie als unbeachtete Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz wie eine Kunst des Lebens erlernt hatte.

Eine Reise der Großmutter an den Hof ihrer mit dem Pfalzgrafen von Zweibrücken vermählten Tochter Wilhelmine gab der zwölfjährigen Luise Gelegenheit, in ein für damalige Reiseverhältnisse recht schönes Stück Welt hineinzuschauen. In der alten Reichsstadt Straßburg, seit einem Jahrhundert unter französischer Gewalt stehend, nahm die alte Fürstin einen etwas längeren Aufenthalt, und so durfte unter der Führung der treuen Gélieux mancher verwegene Ausflug in Stadt und Umgegend unternommen werden. Es hat wohl Niemand vor dem majestätisch und doch so grazios in die Lüfte ragenden Münsterthurm gestanden, ohne das Begehren zu fühlen, einmal da oben zu weilen und über Strom, Berg und Thal einen langen Blick zu werfen in das reiche zu den Füßen sich ausbreitende Land

zwischen Vogesen und Schwarzwald. Schon der Weg zur Plattform ist kein ganz müheloser, aber da oben angekommen, hoch über all den spitzen Dächern der guten Stadt Straßburg mit ihren anheimelnden Storchnestern, fühlte das junge Fürstenkind das Verlangen, noch höher in den schlanken Thurm hinaufzuklettern. Die zaghafte und doch so gutherzige Demoiselle mochte ihrem lieben Pflegling den unschuldigen Wunsch nicht unerfüllt lassen; aber allein durfte sie die Prinzessin auch nicht weiter steigen lassen, sich selbst wollte sie zu so schwindelnder Höhe nicht wagen, — ein einfaches, aber gleich der beredtesten Bitte wirkendes Wort genügte, um Luise von ihrem Vorhaben abstehen zu lassen.

Wie hätte dies junge Herz sich damals träumen lassen, daß durch einen ihrer Söhne dieser großartige Zeuge alter deutscher Macht und Herrlichkeit mit all dem vermätschten Lande zu seinen Füßen, soweit das trunkene Auge reichte, wieder zu einem der glänzendsten Juwelen in der Krone eines Deutschen Kaisers werden würde; daß der Strom, der dort im Osten unsern von der Münsterstadt floß und damals nicht einmal Deutschlands Grenze hieß, nach weniger denn einem Jahrhundert wieder wie ehemals nicht mehr Deutschlands Grenze sein sollte!

Ein kurzer Ausflug an die Niederländische Meeresküste beschloß diese erste größere Reise der Prinzessin Luise und voll der mächtigsten Eindrücke kehrte sie mit der Großmutter und ihrer Erzieherin wieder in das friedliche Schloß zu Darmstadt zurück.

Aus dem lieblichen Mädchen wird eine lieblichere Jungfrau, die im Bunde mit ihren Schwestern einen großen deutschen Dichter*) zur schwingvollsten Begeisterung hinreißt. Der schöne

*) Jean Paul, Vorrede zum „Titan.“

Preis am Hofe der Landgräfin begann aber schon sich gemach zu lichten: die ältere Schwester Luise, Therese, nahm als Gemahlin des Fürsten von Thurn und Taxis, reichspostmeisterlichen Andenkens, ihren Wohnsitz in Frankfurt am Main, in dem noch heute beim Eschenheimer Thor stehenden alten Fürstenschloß. Die Vermählung erfolgte in demselben Jahre, ja in demselben verhängnißvollen Monat Mai des Jahres 1789, wo in Frankreich die Empörung des Volkes gegen einen irregeleiteten Hof ihre Fesseln brach, um bald wie ein brüllender Löwe ganz Europa aus seiner Ruhe aufzuschrecken.

Während aber in der westlichen Hälfte des einstmaligen Reiches Karls des Großen alle Bande der Sitte und Ordnung sich lösten, zeigte das Deutsche Reich noch einmal sich in seinem größten, wenn auch rein äußerlichen Glanze. Am 1. September 1790 setzten die in Frankfurt versammelten Wahlfürsten des Reiches die Kaiserkrone Karls des Großen auf das Haupt des österreichischen Königs Leopold II. Solch ein Ereigniß versetzte die gute alte Krönungsstadt natürlich in die betäubendste Aufregung. Wer sich an der Schilderung des bunten Treibens, welches eine Kaiserkrönung mit sich brachte, ergötzen will, der lese die betreffenden Stellen in Göthes „Wahrheit und Dichtung,“ wo Alles bis aufs Härchchen, vom feierlichen Einzuge weltlicher wie geistlicher Kurfürsten in die Stadt bis zum Verspeisen des dem Volke preisgegebenen Festochsen auf dem Römerplatz, mit entzückender Farbenlebendigkeit dargestellt wird.

Nach altem Brauch wurde für die Dauer der Krönungsfeierlichkeiten die ganze Stadt in so viel „Quartiere“ getheilt, wie Wahlfürsten erschienen. Ungewöhnlicher Pomp wetteiferte hier mit einander, jeder Hof suchte es dem andern an Glanz seines Auftretens, seines Gefolges zuvorzuthun. Das Kur-

fürstenthum Hannover erhielt als Quartier den Theil Frankfurts zugewiesen, welcher den Roßmarkt und den Großen Hirschgraben umfaßt. Eines der stattlichsten Häuser am Hirschgraben war und ist noch heute dasjenige, welches der Herr Rathsherr Kaspar Göthe mit beträchtlichen Kosten um die Mitte des 18. Jahrhunderts seinem Stande und seinen Neigungen gemäß hergerichtet hatte und in dem der große Bürger zweier Jahrhunderte Wolfgang Göthe zum ersten Male seine Augen dem Lichte erschloß. Zur Zeit der Krönung Leopolds II. wurde es nur noch von der berühmtesten Bürgerin Frankfurts, der Frau Rath Göthe bewohnt, die es sich in ächt reichsstädtischer Weise zur ganz besonderen Ehre schätzte, durch die splendideste Bewirthung und Beherbergung eines Theils der Krönungsgäste die Würde des Göthehauses zu bethätigen.

Die Prinzessinnen Luise und Friedrike von Mecklenburg=Strelitz waren mit ihren Hannöverschen Verwandten nach Frankfurt gereist und da sie sich doch eigentlich nicht zur Familie Kur=Hannovers betrachten konnten, ihr heimatliches Fürstenthümchen aber ebensowenig die Kurwürde besaß, wie Hessen=Darmstadt, so fühlten sie sich gewissermaßen als obdachlose Wesen, die keiner der „Großmächte“ angehörten. Was war daher den beiden jungen Mädchen willkommener, als in dem angesehenen Hause der in ganz Frankfurt als liebreich bekannten „Frau Rath“ Aufnahme zu finden, um so mehr als namentlich für Luise der Name Göthe damals kein ganz fremder war.

Das alte Herz der gleich ihrem großen Sohne ewig jung bleibenden ächtdeutschen Frau ging vor Freude bei dem Anblicke dieser beiden holden Geschöpfe wahrhaft wonnig auf. Das waren ihr die liebsten Gäste, die sie sich für ihr vereinsamtes, nur hin und wieder von dem Springinsfeld Bettina von Arnim erheitertes

Haus wünschen mochte, und sie that in mütterlicher Fürsorge auch unermüdet Alles, was sie ihren beiden munteren Gästen an den Augen absehen konnte. Sie theilte ihr Haus wie seine Erzeugnisse bis zu dem für die Prinzessinnen ganz neuen Cierfuchen mit ihnen und gerieth in einen heiligen Zorn, als die gestrenge Oberhofmeisterin die Beiden verhindern wollte, — einmal zu probiren, wie ein herzhaftes Pumpen an dem schon aus Wolfgang Göthe's Knabenjahren berühmten Brunnen thue, der auf dem gepflasterten Hofe hinter dem Hause steht. Welch ein inniges Verständniß für die kleinen Freuden einer harmlosen Jugend spricht nicht aus den Worten der Dichtermutter: „Ich hätte mir eher den ärgsten Verdruß über den Hals kommen lassen, als daß man sie in den unschuldigen Vergnügungen gestört hätte, die ihnen nirgendwo vergönnt waren als in meinem Hause; auch haben sie mir's beim Abschied gesagt, daß sie nie vergessen würden, wie glücklich und vergnügt sie bei mir waren.“ Die Besucherinnen haben Wort gehalten.

Das waren herrliche Tage des unge störtesten Genusses ächter Jugendfreude, jene ersten Septembertage des Jahres 1790, und wie tief die Dankbarkeit für das herzliche, ungekünstelte Wesen der Frau Rath gegenüber „ihren lieben Mecklenburgischen Prinzessinnen“ in dem Gemüthe Luigens haftete, hat diese durch königliche Geschenke ihrer gastfreien Wirthin bewiesen.

Bemerkenswerth aus den Tagen dieser Kaiserkrönung ist noch die Anwesenheit Steins in Frankfurt, der sogar wahrscheinlich auch in dem Hause der Frau Rath, einer besondern Einladung derselben folgend*), gewohnt hat, — desselben Mannes, der noch oft in späteren Jahren ein Halt auf dem steilen Schmerzens-

*) S. „Briefwechsel der Frau Rath“ von Robert Keil.

wege für die Königin Luise werden sollte. Auch der greise Kauniz, der fast zwei Menschenalter hindurch dem Habsburger Throne seine Dienste gewidmet hatte, war noch bei der Feierlichkeit zugegen; und in seltsamem Kontrast auch der damals noch kaum dem Jünglingsalter entwachsene Fürst Klemens Metternich, der für Preußens und Deutschlands Geschicke später so bedeutungsvoll wurde. Letzterer versah trotz seiner Jugend bei der Krönung die Würde eines Ceremonienmeisters, während sich die Prinzen von Mecklenburg=Strelitz und Hessen=Darmstadt, die nächsten Anverwandten Luizens, mit untergeordnetern Aemtern begnügen mußten.

Kaiser Leopold II. starb schon zwei Jahre nach seiner Krönung, und so kam Luise als sechszehnjährige Jungfrau im Sommer des Jahres 1792 noch einmal in Begleitung ihrer Verwandten nach Frankfurt, um auch diesmal wieder im Hause der „Frau Rath“ ihr Absteigequartier zu nehmen. Franz von Oestreich, der sich nach seines Vaters Tode die Kaiserkrone aufs Haupt setzte, war der letzte Träger eines durch ein Jahrtausend geheiligten Namens, dessen Glanz noch bei seinen Lebzeiten verblüht vor dem aufgehenden Gestirn eines mächtigeren Nebenbuhlers.

Länger und länger wurden schon die Schatten, und dasselbe Jahr, welches den Anfang der herben Trübsal für das Herz einer schuldlosen Königin von Preußen bezeichnet, sah die Sonne untergehen über dem Deutschen Reiche durch Gründung des Rheinbundes. Jene Königin aber wurde die Mutter des Monarchen, der das Reich Karls des Großen in weiser Beschränkung als ein unmögliches erkennend die deutschen Stämme um ein neues Kaiserzepter schaaren sollte.

Den Krönungsfeierlichkeiten zu Frankfurt folgte für die Prinzessin Luise ein Besuch bei ihrer ältesten verheirateten Schwester

Charlotte, der Fürstin von Hildburghausen. Hier hat sie im Umgange mit einer der edelsten Fürstenfamilien und mit den bedeutendsten Geistern, die sich an dem kleinen freundlichen Hofe trafen, viel zu ihrer Vorliebe für deutsche Bildung und deutsche Kunst beigetragen, wie denn auch Hildburghausen bis auf den heutigen Tag ein poetisches Andenken an sie in dem Denkmal bewahrt hat, welches die Herzogin Charlotte ihr daselbst setzte. — Einen glücklichen Herbst und Winter hat sie hier im Jahre 1792 verlebt und eine ganz andere an Geist und Gemüth kehrte sie zum zweiten Male in das ihr zur Heimath gewordene Darmstadt zurück.



III.

Kronprinzessin Luise von Preußen.

„Die ist es oder keine sonst auf Erden!“

Während so Luise die Entwicklung zur Jungfrau in dem traulichen Kreise des Darmstädtischen und Hildburghausener Hofes und unter den wohlthätigen Einflüssen einer gut geleiteten Erziehung durchmachte, zog sich am politischen Himmel das Unwetter zum drohenden Ausbruch zusammen und nahte mit seinem Donner und seinen Blitzen mehr und mehr auch den deutschen Fluren. Die Völker des östlichen Europa, namentlich aber die deutschen Staaten hatten sich wenig um die ersten revolutionären Bewegungen in Frankreich gekümmert. Es schien auch im Anfang, als würden sich diese lediglich auf französisches Gebiet beschränken und nicht zur Offensive gegen die dem Umsturz feindlich gesinnten Mächte übergehen. Daß aber „der Beste nicht in Frieden leben kann, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt,“ sollten die deutschen Weststaaten bald genug zu ihrer Bestürzung erfahren. Indem die deutschen Fürsten eifrig bemüht waren, mit der ängstlichsten, oft ins Kleinliche ausartenden Ueberwachung jedes Uebergreifens der verderblichen geistigen Bewegung auf deutsches Gebiet zu verhindern

und das Gift aufrührerischer Gesinnung im Keime zu ersticken, konnten sie sich doch nicht dazu entschließen, zur rechten Zeit thatkräftig dem bedrohten Königthum in Frankreich beizustehen. Noch erkannten sie nicht im ganzen Umfang, wie mit jenen revolutionären Stürmen der Anstoß zu einer antiroyalistischen Bewegung fast in der ganzen europäischen Staatengruppe gegeben war und daß es hier galt, bei Zeiten den eigenen Heerd vor dem Nahen des Feuers zu schützen.

Andererseits aber kann man es gerade den deutschen Fürsten nicht so sehr verargen, daß sie sich den französischen Wirren möglichst fern zu halten suchten, denn was bei einer Einmischung in linksrheinische Verhältnisse herauskomme, hatten sie genugsam zu ihrem Leidwesen erfahren. Es gab auch so Manche, die in den zerstörenden Szenen im Trianon zu Versailles und in Paris das gerechte Strafgericht Gottes für die Schandthaten der Mordbrandschergen der Vorfahren Ludwigs XVI. erblickten und den Franzosen solche Züchtigung gönnten.

Kaiser Leopold gab sich anfangs Mühe, den drohenden Sturm durch diplomatische Verhandlungen zu beschwören, — als ob die Glacéhandschuhe der Diplomatie am rechten Ort gewesen wären gegenüber einer Masse von Jacobinern und Pariser Klubrednern, die aller und jeder völkerrechtlichen Sitte spotteten.

Auch Preußen unter Friedrich Wilhelm II. hielt sich ganz wie später beim Ausbruch des napoleonischen Krieges in der Defensive, wenngleich sein gutmüthiger Monarch von tiefstem Schmerze und banger Besorgniß um das Schicksal des französischen Königsaares erfüllt war. Daß der Krieg zwischen den beiden benachbarten Mächten ein nothwendiger war, lag für die tiefer Blickenden klar zu Tage; er wäre selbst dann nicht zu vermeiden gewesen, wenn die Gewaltthaten sich nicht

so früh und herausfordernd gegen Ludwig XVI. und Marie Antoinette gerichtet hätten. Offenbarte doch im Dezember 1790 einer der einflußreichsten Führer der Girondisten, Brissot, bei einer im Jacobinerklub gehaltenen Gastrede das ganze Geheimniß der französischen Revolutionspolitik, zu deren Träger sich nachmals Napoleon machte, gegenüber den europäischen Höfen —: „Aus Gründen und Thatfachen habe ich mich überzeugt, daß ein Volk, welches nach zehn Jahrhunderten der Knechtschaft sich die Freiheit erobert hat, einen Krieg haben muß. Wir müssen den Krieg haben, um die Freiheit zu befestigen, um alle die verschwinden zu machen, welche sie verderben wollen. Unsere Ehre, unser Credit, die Nothwendigkeit, unsere Revolution moralisch zu machen (!) und zu befestigen, legt uns diese Pflicht auf.“ Das waren die Reden der Männer von der Brüderlichkeit, in deren Ton auch später Kaiser Napoleon versiel, weil er wußte, mit solchen Phrasen könne er seine Franzosen den Raubkriegen gegen Europa geneigt machen, zumal wenn er von seinem Zwecke sprach, „Deutschland die Unabhängigkeit zu verschaffen“, — Deutschlands Unabhängigkeit von Napoleons Gnaden!

Inzwischen hatten sich in den Städten am Rhein, namentlich in Koblenz, wie in einem Hauptquartier, die französischen Emigranten in hellen Haufen gesammelt, um von hier aus eine Gegenbewegung gegen die Jacobiner ins Werk zu setzen und sich dazu wo möglich der Hilfe des Königs Friedrich Wilhelm II. zu versichern. Endlich kam es sogar zu einem Schutz- und Trutzbündniß Preußens und Oestreichs am 7. Februar 1792, auf welches die französische Nationalversammlung, die sich schon für souverän erklärt hatte, mit der Kriegsnote an die Mürten im April antwortete.

Hätten die verbündeten Heere sich mit voller Stärke gleich

damals auf die französische Armee geworfen, so wäre ihr Sieg ein zweifelloser gewesen. Sie zauderten aber, bis es zu spät war und die von Mord und Raub berauschten Volksmassen in Frankreich sich um die Fahnen der Revolutionsheere sammelten, um so einen zwar undisciplinirten, des Krieges ungewohnten, aber durch die entflammten Leidenschaften furchtbaren Gegner zu bilden, der sich bald nicht mehr damit begnügte, die heimische Erde zu vertheidigen, sondern eroberungslustig auf deutsches Gebiet hinüberzuschweifen begann.

Ein gänzlich verfehltes und die Rachegefühle der Franzosen unnütz aufstachelndes Manifest des Herzogs von Braunschweig eröffnete unglücklich genug den denkwürdigen Feldzug. Wie dieser alte General die Kriegführung verstand, der freilich unter Friedrich dem Großen ein brauchbarer Feldherr gewesen sein mochte, sich aber in der Leistungsfähigkeit der wie aus dem Boden wachsenden französischen Armeen stark täuschte, dafür dient zum Beweise, daß die Preussische Armee zum Marsche von Koblenz bis an die französische Grenze 20 kostbare Tage brauchte und sogar erst nach 50tägigem Hin- und Herziehen den Feind bei Valmy statt bei Paris traf.

Anfangs schien es, als wollte sich das Kriegsglück auf die Seite der verbündeten Deutschen Armeen neigen, die Festungen Longwy und Verdun ergaben sich nach kurzer Gegenwehr, die Kanonade bei Valmy am 20. September, in welcher der Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen die größte Unerforschtheit bewies, fiel, wenn auch nicht in entschiedener Weise, doch vorwiegend zu Gunsten Preußens aus.

Aber jetzt trat die Wendung ein, die schon durch die frühere Saumseligkeit vorbereitet war. Die Preußen benutzten den Vortheil nicht, den sie bei Valmy über den Feind errungen, die

Revolutionsarmeen konnten sich zusammenziehen und unaufhaltsam sich auf das Feindesland ergießen, da sie einmal durch die fürchterliche, für sie aber ziemlich unblutig ausgefallene Kanonade gelernt hatten, „daß im Kriege nicht alles so gefährlich ist, wie es aussieht.“

Als ein kleines Vorspiel zu der großen Tragödie, wie sie nachmals durch Napoleon gegenüber der zaudernden Kriegsführung der preußischen Truppen aufgeführt wurde, hätte der Zustand der verbündeten Armeen im Jahre 1792 lehrreich genug werden können, aber Preußens Generale hatten seit den Tagen Friedrichs des Großen nichts zugelehrt und vielleicht auch viel vergessen. Bei der in historischen Darstellungen früher viel beliebten planmäßigen Uebertreibung von der heldenmüthigen, unüberstehlichen Kampfweise der Revolutionsheere unter Dumouriez und Bonaparte verdient das Zeugniß eines neueren Historikers die größte Beachtung, wenn er sagt: „Das entscheidende Loos konnte über Frankreich längst geworfen sein, ehe die Hunderttausende im Felde standen, die das Geheiß des Convents ins Feldlager trieb, ehe die Waffen geschmiedet, die Geschütze gegossen und die Munition beschafft war. Das Verdienst gebührt nicht jacobinischer Energie, sondern lediglich der Coalition selbst, die während eines halben Jahres überall vermocht hatte zu siegen, aber nirgends den Sieg entscheidend zu benutzen. Die Idee eines Kampfes für das Königthum war überall zurückgedrängt durch die Macht der Sonderinteressen.“

Bald mußten die verbündeten Armeen den Rückzug über den Rhein antreten, wobei man noch fortwährend mit Dumouriez zu unterhandeln suchte. Hierbei machte sich zuerst deutlich der gegenseitige Neid zwischen Oestreich und Preußen geltend, der in der ganzen Campagne so verderblich gewirkt hatte; und als

vollends die polnische Frage aufs Neue am politischen Horizont aufstieg, war es mit jeder concentrirten Thätigkeit vorbei.

Während so der Schwerpunkt der deutschen Politik nach Wien in das Kabinet der über die Theilung Polens berathenden Diplomaten gelegt war, drang die französische Armee immer weiter auf das Herz Deutschlands vor, besetzte das sehr jacobinisch gesinnte Mainz mit leichter Mühe und zog am 23. October 1792 in die Krönungsstadt Frankfurt siegreich ein, wo wenige Monate vorher der letzte deutsche Kaiser aus habsburgischem Geschlecht sich die Krone aufs Haupt gesetzt hatte. Dem tapfern General von Rüchel gelang es freilich, das französische Corps wieder aus der Stadt herauszuschlagen, so daß diese zum Hauptquartier für die verbündeten Armeen und zur Ueberwinterung bestimmt wurde.

Hier befanden sich im Winter des Jahres 1792/93 König Friedrich Wilhelm II. von Preußen und seine beiden Söhne, Kronprinz Friedrich Wilhelm und Prinz Ludwig. Die Preussischen Prinzen hatten sich in dem letzten Feldzuge unter den Augen ihres Vaters aufs rühmlichste vor dem Feinde ausgezeichnet, freilich ohne den Ausgang des Krieges dadurch günstiger zu gestalten.

So hatte das erste kriegerische Wehen, welches später zu einem verheerenden Orkan für Preußen anwachsen sollte, die beiden jungen Herzen einander nahe gebracht, die dann unter seinen vernichtenden Folgen noch enger und fester, mit nur durch den Tod lösslichen Banden gefesselt, an einander schlugen. Ein rauher Hochzeitwerber fürwahr, dieser erste Feldzug gegen die entzügelten, schlechten Eigenschaften des französischen Volkes; ein verhängnißvolles Omen, jene bald darauf im Kriegslager angesichts der Feinde stattfindende Begegnung

zwischen der Prinzessin Luise und dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm!

Luise befand sich im März 1793 noch in Hildburghausen bei ihrer Schwester Charlotte, mußte aber bald nach ihrem 17. Geburtstag auf der Heimreise nach Darmstadt das friedliche vom Thüringer Walde umkränzte Städtchen vertauschen mit der Nähe des deutschen Hauptquartiers, in welchem sie jetzt wie eine überirdische Erscheinung unter das wüste Kriegsgetümmel trat.

Der Landgraf von Hessen nämlich hatte mit seinen nicht unbedeutenden Truppen sich der verbündeten Armee angeschlossen und befand sich damals in Frankfurt in der unmittelbaren Umgebung des preussischen Königs. In einer gewissen romantischen Umwandlung ließ er an die alte Landgräfin Marie, Luizens Großmutter, ein Einladungsschreiben ergehen, sie möchte doch mit den beiden Prinzessinnen dem Feldlager die Ehre ihres Besuchs schenken, wobei er gleich die jungen Damen dem Könige, mit dem sie ja ohnehin weitläufig verschwägert seien, vorstellen könnte. Man sieht, wie damals doch noch mehr oder weniger dem sich ernst genug gestaltenden Kriege auch eine liebenswürdige Seite abgewonnen wurde und man sich gern die vielgelesenen italienischen Heldengedichte eines Tasso und Ariosto zum Muster nahm, in denen gepanzerte Krieger und zarte Jungfrauen in buntem Durcheinander unter dem Klirren der Waffen die alten Beziehungen zwischen Mars und Venus erneuern.

Die Landgräfin folgte mit ihren beiden Enkelinnen Luise und Friederike der Einladung des Landgrafen Ludwig, wurde in Frankfurt sehr liebenswürdig von dem Könige Friedrich Wilhelm II. empfangen und entschloß sich gegen ihre ursprüngliche Absicht die Reise nach Darmstadt noch denselben Abend

weiter fortzusetzen, — das Theater zu besuchen und dann beim Könige zu soupiren. Dieser Abend wurde für vier junge Herzen entscheidend.

Der Kronprinz Friedrich Wilhelm, der bisher nur selten mit jungen Damen von solcher Schönheit, Anmuth und Bildung zusammengekommen sein mochte, ergab sich dem allerersten Eindruck, den Luise auf ihn machte, für sein ganzes Leben. Aehnlich erging es dem Prinzen Ludwig beim Anblick der Prinzessin Friederike. Das ernste, verständige und biedere Wesen des preussischen Kronprinzen, der eine tüchtige Erziehung genossen und sich mitten unter dem üppigen Hofleben seines Vaters einen einfachen, unverdorbenen Sinn bewahrt hatte, gefiel der Prinzessin Luise jedenfalls besser, als das fade, tändelnde Wesen der andern fürstlichen jungen Herren, mit denen sie bisher in Berührung gekommen, und auch ihr Herz gab sich dem seinem an jenem Märzabende ganz zu eigen.

Noch als König hat Friedrich Wilhelm niemals den tiefen Eindruck vergessen, den die himmlische Erscheinung Luisens auf ihn damals ausgeübt; er habe sein ganzes Leben wie von einem neuen Lichte verklärt gesehen und mit Blitzesschnelle und Blitzesstärke habe ihn der Gedanke durchzuckt: „Die ist es oder Keine sonst auf Erden!“ Besser als unsere Worte mögen die eigenen Erinnerungen des Königs dies schildern, die er im Winter des Schmerzensjahres 1810, nachdem „die Augen, die ihm als Sterne auf seinem Lebenswege gestrahlt,“ die Augen seiner treuen Luise im Tode gebrochen, in schmerzlichster, nur mühsam verhaltener Bewegung dem Bischof Eylert, seinem aufrichtigen Seelenfreunde, in seiner kurz angebundenen, tief ergreifenden Ausdrucksweise mittheilte: „Habe mal über diese wunderbare wechselseitige Sympathie, in welcher verwandte Herzen sich gleich

beim ersten Anblick begegnen und finden, etwas sehr Schönes in Schillers Schriften gelesen, wo treffend und wahr bezeichnet ist, wie mir und meiner seligen Luise zu Muthé war, als wir uns zum ersten Male sahen, und wie wir uns nachher so oft bekannt haben. Es war keine verliebte Sentimentalität, was gleichzeitig im Lichtblick ihre und meine Augen mit einer Freudenthräne netzte. Gott, was alles liegt nun zwischen jenem ersten Anblick, wo ich sie fand und diesem Tage, wo ich ihren Verlust beweine! Weiß wohl, solche sympathischen Gefühle sind die schönen Blüthen der ersten jugendlichen Liebe, sind nur einmal da und kommen nachher in dieser Reinheit nicht wieder. Aber gern denke ich daran und möchte wohl mal jene Stelle im Schiller wieder lesen, habe sie aber nicht finden können.“

Die Stelle bei Schiller, in der das Gefühl des ersten plötzlichen Erwachens der Leidenschaft mit so beredten Worten geschildert wird, steht in der „Braut von Messina“ und lautet im Munde Don Cefars und Don Manuels:

„Wie es geschah, frag' ich mich selbst vergebens.

— Als ich die Augen wandte, stand sie mir zur Seite,
Und dunkel mächtig, wunderbar ergriff
Im tiefsten Innersten mich ihre Nähe.
Nicht ihres Wesens schöner Außenschein,
Nicht ihres Lächelns holder Zauber war's,
Die Reize nicht, die auf der Wange schweben,
Selbst nicht der Glanz der göttlichen Gestalt —
Es war ihr tiefstes und geheimstes Leben,
Was mich ergriff mit heiliger Gewalt,
Wie Zaubers Kräfte unbegreiflich weben —
Die Seelen schienen ohne Worteslaut
Sich ohne Mittel geistig zu berühren,
Als sich mein Athem mischte mit dem ihren;

Fremd war sie mir und innig doch vertraut,
Und klar auf einmal fühlt' ich's in mir werden:
Die ist es oder Keine sonst auf Erden! — —
— — Das ist der Liebe heil'ger Götterstrahl,
Der in die Seele schlägt und trifft und zündet,
Wenn sich Verwandtes zum Verwandten findet,
Da ist kein Widerstand und keine Wahl,
Es löst der Mensch nicht, was der Himmel bindet! — —

Dem Könige aber, der sich ganz in die schmerzlichen Tiefen der Erinnerung an ein unwiederbringlich verlorenes Gut versenkt hatte, schienen selbst diese Dichterworte noch nicht genugguthun, die man ihm zeigte; sie reichten nicht an das Gefühl heran, welches er damals ureigen im tiefsten Herzen empfunden. Er meinte: „Ja, das ist die Stelle, von der ich sprach. Sehr schön! Macht aber jetzt einen ganz anderen Eindruck! Die Rosen sind abgefallen, Dornen übrig geblieben. In der Ehe selbst doch noch mehr gefunden als Poesie!“

Der Kronprinz und sein Bruder Ludwig waren von Jugend auf ein unzertrennliches Brüderpaar gewesen, im Felde deckte sie dasselbe Zelt, in der Heimat belehrte sie dasselbe Studium, erfreute sie dasselbe Spiel. So hatte sich in Beider Herzen eine gegenseitige Uebereinstimmung des Fühlens und Denkens herausgebildet, die im schönsten Einklang stand mit dem schwesterlich innigen Verhältniß, welches zwischen den beiden holden Prinzessinnen von Mecklenburg seit dem Tage herrschte, wo Beide gleichverwaist an dem cypressenbekränzten Sarge der Mutter gestanden, „gleiche Hoffnungen und Schmerzen, gleichgesinnte junge Herzen.“

Ganz unbekannt konnte der Prinzessin Luise der Name des freilich erst 23 jährigen Friedrich Wilhelm nicht geblieben sein,

denn schon bevor er wußte, daß das Auge der Geliebten jedem seiner Schritte folgte und ihr Herz bei seinen Heldenthaten lauter schlug, hatte er sich des Ruhmes der Vorfahren durchaus würdig gezeigt. Wenn man heute vom König Friedrich Wilhelm III. spricht, so pflegt man ihm zwar Gerechtigkeit und Anerkennung für seine Bürgertugenden und sein Verwaltungstalent im Großen wie im Kleinen angedeihen zu lassen, aber man will nicht viel von seinem kriegerischen Muth oder seiner militärischen Begabung wissen. Gerade jene Kriege gegen die französische Revolution haben das Gegentheil gezeigt: wiewohl der Kronprinz alle Entschuldigung verdiente, wenn er seine dem Vaterlande theure Person nicht leicht aufs Spiel setzte, so hat er doch an der Spitze seiner Heeresabtheilung sich die Achtung und Bewunderung des Generalstabes, ja selbst des feindlichen Oberbefehlshabers zu erringen gewußt. Von jenem Abend, an welchem seinem Herzen die schönste Offenbarung seines Lebens aufging, ließ wohl für einige Zeit das lebhafteste Interesse an dem Fortgange des Krieges ein wenig nach; auch lag das die holde Braut beherbergende Darmstadt so verlockend nahe, daß er mit Genehmigung seines königlichen Kriegsherrn manchmal zum flüchtigen Besuch herüberritt. Die Geschichte des Frühlingfeldzuges von 1793 wird ihm aber die Tage von Mainz und Kofenheim nicht vergessen. In ihm klangen noch die Worte nach, die Friedrich der Große vor 8 Jahren zu dem verständig zu ihm aufschauenden Knaben im stillen Garten zu Sansjoui gesprochen: „Fritz, wenn einst die Zeit gekommen, dann denke an mich, wache über die Ehre unseres Hauses!“

Für uns hat es eigentlich nichts Wunderbares, daß zwei so vortrefflich angelegte Naturen, die bisher in der größten Einfachheit und Reinheit des Herzens aufgewachsen waren, beim ersten

Begegnen und noch dazu unter so romantischen Umständen von einer herzlichen Zuneigung zu einander ergriffen wurden, — das einzig Wunderbare dabei ist nur die hohe Stellung der Liebenden und die Gestaltung ihrer Geschicke durch die Hand des Königs. Eben aus Liebe waren an den Fürstenhöfen damals überaus selten, das Machtgebot der engherzigsten Politik, die in Koalitionen und Vandalenwerbungen ihre höchsten Triumpfe feierte, herrschte mit unbeugbarer Härte über das Leben der vom Volke so oft mit Unrecht beneideten Söhne und Töchter der Fürsten. Und nun gar eine Heirat zwischen einer Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz (nicht einmal der Tochter des regierenden Herzogs), mit wenig äußerem „Eclat“ und einer so sehr von der damaligen Schablone abweichenden Bildung, — und dem aussichtsreichen Königssohn, dem Erben eines der mächtigsten Throne Europa's, der unter den Töchtern von Kaisern und Königen die freie Wahl gehabt hätte! Hatte doch selbst der über manche zeitgenössischen Vorurtheile erhabene Friedrich der Große dem Bruder sein entschiedenes Verbot gegen eine Ehe mit der von diesem heißgeliebten Gräfin Pannwitz (der späteren Oberhofmeisterin der Königin Luise) ausgesprochen. Ein Nein des Königs Friedrich Wilhelm II. hätte also genügt, um die jungen Liebesblüthen, kaum erschlossen, wieder zu ertödteten. Aber Friedrich Wilhelm, der Vielgeliebte, hatte neben manchen Fehlern seines Zeitalters doch einen so ausgesprochenen Familiensinn, der sich namentlich in der innigen Liebe zu seinen Kindern äußerte, daß er schwerlich seinem Erstgeborenen einen Lieblingswunsch abgeschlagen hätte.

Uebrigens hätte es dem Könige von Preußen auch schwer fallen dürfen, eine bessere Ehe für seine Söhne zu finden; denn die begehrtesten Prinzeßinnen waren damals rar, Oestreichs

Töchter hatten entschiedenes Unglück, wie das ja nachmals noch Marie Louise erfuhr, und auch sonst war die Auswahl keine zu große; zudem war bis dahin in der Hohenzollernfamilie meist die Sitte aufrecht erhalten worden, die zukünftige Landesmutter in deutschen Landen zu suchen. Ob auch die erfahrene Frau Landgräfin von Hessen ihr beim Könige viel geltendes Wort in die Waagschale geworfen? — genug, am 2. April durfte der Kronprinz seiner Mutter und seiner Großtante, der greisen Witwe Friedrichs des Großen, seine bevorstehende Verlobung melden und um ihren Segen bitten. Der Brief datirt aus dem Kriegslager von Mainz, wo der beglückte Bräutigam die Reserve der Division Kalkreuth kommandirte.

Der 24. April 1793 sah eine glückliche Familie im landgräflichen Schlosse zu Darmstadt, wo König Friedrich Wilhelm die Hände seiner Söhne Fritz und Ludwig in die der Prinzessinnen Luise und Friederike legte und mit väterlicher Grandezza selbst die Verlobungsringe ihnen an die Finger steckte.

Die Belagerung von Mainz nahm trotz Liebe und Verlobung ihren Fortgang, für die Prinzen nur unterbrochen durch gelegentliche Ausflüge nach Darmstadt; auch kamen wohl einmal die Bräute in die Zeltstadt der Belagerungsarmee, um dort am Arme ihrer Verlobten und in Begleitung des Königs sich zwischen den Zelten zu ergehen. Die Schönheit der Prinzessinnen muß eine auffallende gewesen sein, denn der damals doch nicht mehr so leicht erregbare Goethe, der bekanntlich im Gefolge seines Herzogs von Weimar den Feldzug mitmachte, schrieb in sein Kriegstagebuch („Campagne in Frankreich“): „29. Mai 1793. Bodenheim. Gegen Abend ward uns, mir aber besonders, ein liebenswürdiges Schauspiel bereitet. Die Prinzessinnen von Mecklenburg hatten im Hauptquartier zu

Bodenheim bei Seiner Majestät dem König gespeist und besuchten nach der Tafel das Lager. Ich hestelte mich in mein Zelt ein und durfte so die hohen Herrschaften, welche unmittelbar davor ganz vertraulich auf und abgingen, auf das Genaueste betrachten. Und wirklich konnte man in diesem Kriegsgetümmel die beiden jungen Damen für himmlische Erscheinungen halten, deren Eindruck auch mir niemals erlöschen wird.“

Diese bezaubernde Anmuth der Erscheinung hat sich Luise als Königin wenn möglich noch in einem durch ihre erhabene Stellung erhöhten Reize zu erhalten gemußt. Das geradezu Ueberirdische ihres Wesens hat ihre Zeitgenossen zu Aeußerungen begeistert, die uns überschwänglich klingen würden, wenn wir nicht aus ihrer Gesammtheit schlössen, wie berechtigt dieselben gewesen. Auf sie trafen Göthes Worte zu von den seltenen Wesen, die schon auf Erden von einer Strahlenkrone himmlischen Glanzes umwunden den Augen der Menge sich darstellen, „hinter ihr in weesenlosem Scheine lag, was uns alle bändigt, das Gemeine!“ Ihre vertrauteste Freundin, die Frau von Berg, hat in der Aufwallung des Schmerzes um den unerseßlichen Verlust von ihr geschrieben: „Es war etwas in ihr, was wir eine Verklärung des Lebens nennen möchten, was dem Gewöhnlichen im Leben so ungleich war und in dessen Nähe man sich gleichsam so veredelt und beglückt fühlte, daß der Königin der Name „Engel“ bei Denen, die ihr Wesen ganz durchschauten, vorzugsweise geworden war. „Der Engel“ wurde sie genannt von Allen, deren Herzen sie am nächsten war.“

Selbst der über Illusionen erhabene Hufeland, der Leibarzt der Königlichen Familie, konnte sich dieser Macht eines höheren Gemüths nicht entziehen und sprach fast in denselben

Ausdrücken von „jenem unbeschreiblich seligen Gefühl, was man immer in ihrer Nähe hat, gleichsam das Gefühl der Nähe eines himmlischen Engels.“ Und als gar der graubärtige Haudegen Blücher die Nachricht von dem Tode seiner Königin empfing, brach er in einer eigenthümlichen Weichheit in die Worte aus: „Die Heilige ist im Himmel!“ — um dann aber seiner sentimentalischen Stimmung sich zu entledigen: „In meiner jetzigen Stimmung wäre mir nichts lieber, als wenn ich erführe, die Welt brennte an allen vier Ecken! Dixi et salvi anima meus.“

So gewinnt denn auch ein gemüthvolles Wort des von Bewunderung für seine holdselige Schwiegertochter erfüllten Königs Friedrich Wilhelm II. eine ganz eigenthümliche Bedeutung, wenn er sie die „Fürstin aller Fürstinnen“ nannte. Wie sehr er auch selber einer verderbten Zeit den ihr für schuldig gehaltenen Tribut brachte, so konnte ihm doch die wahre weibliche Würde, welche die Kronprinzessin Luise umfloß, nicht entgehen und er mochte ihr gegenüber innerlich aufgeathmet haben nach dem Umgang mit leichter Weiberwaare wie einer Lichtenau oder Riez.

Die väterliche Herzensfreude an den prächtigen Schwiegertöchtern, die seine Söhne ihm ins Haus führen wollten, war eine ungekünstelte; er hätte sogar trotz Krieg und kein Ende mit der Hochzeit kurzen Prozeß gemacht, wenn ihm andererseits nicht der hohe Beruf seiner Söhne vorgeschwebt hätte, die nicht eher vom Kriegsschauplatz abtreten durften, als bis sie sich als ächte Hohenzollern vor dem Feinde bewährt und etwas Tüchtiges geleistet hätten.

Es war das ein ritterlicher Zug in dem König, daß er Alles aufbot, um, freilich zu spät, den französischen Königsmord an seinen Urhebern zu rächen, der ihm, wie Augenzeugen

berichten, so nahe ging, daß er Tagelang wie ein Trübsinniger sich benahm und Trank und Speise ihm aufgenöthigt werden mußte. Mit stolzer Genugthuung mußte ihn daher die Unerfrohenheit des Kronprinzen bei der Belagerung von Landau erfüllen, der im glücklichen Gefühl erwideter Liebe nach jeder Gelegenheit begierig war, sich des Besitzes der Geliebten würdig zu zeigen. In den Gefechten vor Landau entspann sich ein schöner Wettstreit zwischen Vater und Sohn um den Preis der Unerfrohenheit. Friedrich Wilhelm II. bewies hier die angeerbten Eigenschaften seines Stammes: Unverzagenheit, wenn's Noth thut, wie andrerseits Friedensliebe und Widerwillen gegen unnützes Blutvergießen seiner Landesfinder.

Als endlich die Uneinigkeit unter den Verbündeten dem Könige den Krieg verleidete, und er sich nach dem für die Preussischen Waffen rühmlichen Siege bei Pirmasens mit Anstand vom Kriegsschauplatz zurückziehen konnte, that er dies um so lieber, als er sich doch am wohlsten in seinem Schlosse zu Berlin fühlte und auch seinen Söhnen den baldigen Abschluß der von ihnen sehnlichst herbeigewünschten Vermählung von Herzen gönnte. Am 29. September verließ er die Rheinarmee und zwei Monate darauf folgten ihm seine Söhne, die ihren fürstlichen Bräuten in die künftige Heimat vorauseilten.

Am 21. Dezember traf Luise mit der Schwester in Potsdam ein und wurde von der loyalen Bevölkerung dieser Lieblingsstadt der Preussischen Könige mit ungeheuchelter Freude empfangen. Der Morgen des 22. Dezember sah die schaulustigen Berliner, getreu ihrer diesmal verzeihlichen neugierigen Gewohnheit bei so nahe sie angehenden Festlichkeiten, wie ein Spalier auf allen Straßen aufgestellt, durch welche der „Triumphzug“ seinen Weg nehmen sollte.

Wir unterlassen es, die Farbe der Uniformen der Gilden, Gewerke und wie all die guten Zünfte sich nennen mochten, zu schildern, auch wie sich die eigensinnigen freien Bürger nicht das Prä vor den doch nur dienstthuenden Kammerjunkern bei der Einholung nehmen ließen, — genug der immer stärker anwachsende Zug, voran die Galawagen im dickaufgetragenen Roccoco, wie sie sich bei ähnlichen Gelegenheiten ja noch jetzt zum größten Ergötzen der Berliner zuweilen zeigen, bewegte sich langsam die „Linden“ entlang nach dem Plage, auf dem heute Friedrichs des Großen Reiterstatue vor dem Palais des Kaisers Wache hält über seine getreue Haupt- und Residenzstadt.

Was Berlin an Ehrenpforten und allegorischen Anspielungen zartester und ergebenster Gefinnung leisten kann, hat es seinem Königs Hause in guten wie in schlechten Zeiten reichlich bewiesen und mit einem unverkennbaren Tact hat es bei allen seinen Huldigungen diesem historisch gewordenen Plage stets den Vorzug gegeben. Auch am 22. Dezember 1793 bildete er den Mittelpunkt der Empfangsfeierlichkeiten. Alles ging dabei mit der größten, durch keine Polizei genirten Ordnung zu, — und wenn Jemand aus der für solche Gelegenheiten vorgeschriebenen Rolle fiel, so war das die angeborene Einfachheit und Unbefangenheit, die Luizens Herz inmitten des Gepränges bewahrte. Einem der kleinen Mädchen, die ihr knixend ein Begrüßungsgedichtchen hersagte, küßte die Prinzessin im überwallenden Gefühl der Freude Augen und Mund, wenn ihr auch die höchst korrekte Oberhofmeisterin voll Abneigung gegen alles außerhalb der Grenzen ihres Hofceremonienkodex Stehende die devotesten, aber schmerzlichsten Vorwürfe darob machte.

Wir erwähnen diesen von den Zuschauern mit unbeschreiblichem Entzücken aufgenommenen Vorfall nur, um den ganzen

Gegensatz zu zeigen, in dem die Natur der für den Preussischen Thron auserkorenen Braut sich befand zu den erstarrten Formen, wie sie namentlich an den norddeutschen Höfen gang und gäbe waren. Ein kurzes, aber unendlich schönes Wort, welches vorbezeichnend ist für ihr Thun als Königin, sprach Luise bei dieser Gelegenheit als Erwiderung auf die Vorstellungen der Oberhofmeisterin von Voß: „Wie, darf ich denn das nicht mehr thun?“ — Liegt hierin nicht das reizende, noch ganz kindliche Bewußtsein, etwas sehr Böses, aber in ihren Augen doch ganz Selbstverständliches gethan zu haben? Mit solchem Wort begann Luise die Eisscholle aufzuthauen, die sich durch ein übertriebeneß Hofceremoniell zwischen Königshaus und Volk zu drängen drohte.

Die Schlußworte des oben erwähnten Begrüßungsgedichtes, welches sonst seinem Inhalte nach, wie dergleichen bestellte Poesie ja meist immer, höchst dürftig war, lauteten übrigens in ganz prophetischem Tone:

„Vergiß, was Du verlierst, — es soll ein schön'res Leben
Dir dieser Festtag prophezeien.
Heil Dir, der künft'gen Welt wirst Du Monarchen geben,
Beglückter Enkel Mutter sein!“

Am heiligen Weihnachtsabend des Jahres 1793 reichte Luise dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm im weißen Saale des königlichen Schlosses zu Berlin die Hand zum Bunde fürs Leben, und die Thränen, die in dieser feierlichen Stunde ihre Augen benetzten, sprachen von dem Ernste ihres inneren Gelübdes, dem Gatten ihrer Wahl eine getreue Lebensgefährtin zu werden. Sie hat es in den bangen Schreckenstagen der Flucht auf der kalten Schneedecke von Königsberg nach Memel und gegenüber dem verzehrenden Flammenauge Napoleons königlich gehalten!

Der nächste Morgen des ersten Weihnachtstages zeigte den Berlinern ihre neue Kronprinzessin auf dem frommen Gange zum Dom, — das beste Geschenk des Christkundes am Ausgange des für Europa zum Schreckensjahr gewordenen Jahres V der Revolution. Zwei Tage später feierte Prinz Ludwig seine Vermählung mit der Prinzessin Friederike, und dem neuen Jahre sahen vier glückliche Menschen mehr mit seligem Herzen entgegen.



IV.

Die Königin, Gattin und Mutter.

„Sie wär' in Hütten Königin der Herzen,
Sie ist der Anmuth Göttin auf dem Thron!“

„Hoch auf des Lebens Gipfel gestellt
Schließt sie blühend den Kreis des Schönen,
Mit der Mutter und ihren Söhnen
Krönt sich die herrlich vollendete Welt.“

Der groteske Fackeltanz, den nach altherwürdigem Brauch bei prinzlichen Hochzeiten die Minister um das neuvermählte Paar tanzen mußten, war vorüber; verrauscht waren die glänzenden Feste, die der an allen europäischen Höfen besprochenen Doppelhochzeit gefolgt waren. Aber noch klangen in dem Herzen der jungen Kronprinzessin die weihenden Worte nach, die vor dem Traualtare der Bischof Sack zu ihr gesprochen an dem Weihnachtsabend, welcher für sie ein harmlos verbrachtes Jugendlieben abschloß: „Von Eurer Königlichen Hoheit erwartet der Prinz, für den Sie zu leben angeloben, was Würde und Macht ihm nicht geben können, das heilige Glück der Freundschaft — von Ihnen der Hof und das Vaterland ein neues leuchtendes Vorbild!“ — Sie hat das Gelöbniß herrlicher erfüllt, als der Priester, der es ihr abnahm, ahnen konnte.

Und wahrlich, es that Noth an dem Hofe Friedrich Wilhelms II., solch ein leuchtendes Vorbild! Es ist zur Genüge bekannt, wie damals in den höheren Berliner Gesellschaftskreisen jeder Sinn für einfache, ehrbare Häuslichkeit abhanden gekommen war, wie namentlich vom Hofe ein Ton angeschlagen wurde, der nicht anders als demoralisirend bis in die untersten Schichten wirken konnte. Wir brauchen nur die Memoiren des englischen Gesandten am preussischen Hofe, des Lord Malmesbury, sowie besonders die offiziellen Berichte des französischen Gesandten Mirabeau an seine Regierung zu lesen, um wahrhaft zu erschrecken über die Zustände, die damals in Berlin herrschten. Letzterer schreibt z. B.: „Am königlichen Hofe dominirt die grenzenloseste Confusion, die Geschäfte sind ganz in den Händen untergeordneter Kreaturen.“ — Ein zeitgenössischer Historiker spricht von einem Leben wie am Hofe eines asiatischen Fürsten, der sich auf seinen Serail beschränkend die Staatsgeschäfte seinen Bezieren überläßt.

Natürlich mischt sich in alle derartigen Schilderungen, namentlich in die der fremden Gesandtschaften, eine starke Dosis Uebertreibung; zudem brauchten diese sich am allerwenigsten zu ereifern im Hinblick auf das mindestens ebenso verderbte Treiben, welches an ihren Höfen schon seit vielen Jahrhunderten herrschte. Auch hat Friedrich Wilhelm II. eine unverkennbare Beliebtheit bei seinem Volke genossen und sich dieselbe durch viele herzoggewinnende Eigenschaften in seinem Benehmen ihm gegenüber vollauf verdient. Wir können also wohl einen Schleier über diese unerquidlichen, längst vergessenen und gut gemachten Verhältnisse werfen, um so mehr als sich die kronprinzliche Familie von den ersten Tagen ihrer Ehe bestrebte, ein heilsames Gegengewicht gegen die um sich greifende Verderbniß auszuüben.

Von Luise können wir sagen, daß sie wie durch ihre Standhaftigkeit im Leiden bei der Nachwelt, so durch ihr würdevolles und bis dahin nie gesehenes Benehmen in den Tagen ihres Glanzes bei ihren Zeitgenossen die innigste Liebe und Verehrung sich erworben hat. Alle Stände wetteiferten mit einander, der schnell beliebt gewordenen Kronprinzessin ihre Zuneigung zu beweisen. Wir können uns heute kaum mehr eine Vorstellung von dem Enthusiasmus der Berliner Bürgerschaft für Luise und ihre kaum minder schöne Schwester machen; Schadow beschreibt uns denselben mit den Worten: „Im Jahre 1794 hatte sich in Berlin ein Zauber verbreitet, welcher über alle Stände ausging, durch das Erscheinen der hohen Schwestern, Gemahlinnen der Söhne des Königs. Es entstanden Parteien, welcher von beiden der Vorrang der Schönheit zukomme.“

Zunächst galt wohl diese Begeisterung dem gänzlich neuen Ton, der durch Luise und ihren Gemahl in dem Hofleben eingeführt wurde. Daß eine Kronprinzessin ihren Mann und er sie duzte, daß überhaupt das Wort „Mann“ und „Frau“ ihnen nicht, wie es an andern deutschen Höfen nur zu oft der Fall war, unanständig erschien, daß sie ihrem Manne eine wahre Lebensgefährtin, eine Freundin wurde, — das Alles kam dem schlichten, durch schlechte Beispiele vermöhten Bürgersinn so unbegreiflich schön und hold vor, daß er in seiner zukünftigen Königin den auf Erden wandelnden Geist alles Guten und Nachahmungswürdigen erblickte.

Die Neuenwählten räumten gründlich auf mit dem alten hemmenden Pöppel, der bei Hofe unter dem Titel „Etikette“ herrschte; sie verkehrten mit einander und mit andern nicht wie Gliederpuppen, die sich nach einem vor Jahrhunderten ausgeklügelten Codex bewegten, sondern wie warm fühlende Menschen.

Wie lachte das gute Volk, wenn es die unzählige Male wiederholten Anekdoten erfuhr, wie der Kronprinz und Luise im Guerillakriege mit der Etikette glänzend triumphirten über die strengste Vertreterin derselben, Ihre Excellenz die Frau Oberhofmeisterin von Boß, dieselbe, deren köstliche Memoiren erst jüngst erschienen sind. Daß sich Kronprinz und Kronprinzessin von Preußen unangemeldet besuchten und sprachen, schien der alten Dame so ungeheuerlich, daß sie davon mindestens den Einsturz alles Bestehenden erwartete. Und eine Fahrt auf offenem Leiterwagen durch Wald und Flur, wie Luise und Friedrich Wilhelm, sie als „gnädige Frau“ und er als „Schulze von Pareß“, sie unternahmen; ein Besuch bei fremden Gesandtschaften in der einfachen zweispännigen Kalesche statt im achtspännigen mit Leibjägern garnirten Galawagen, — wie stand das Alles in so argem Widerspruch mit den als unverbrüchlich überkommenen Gewohnheiten der Frau von Boß, mit deren Tode der letzte normale Knirz von den europäischen Höfen verschwunden sein soll.

Unzählig sind die Anekdoten, die wohl beglaubigt noch heute im treuen Gedächtniß des Volkes über seine Königin leben, und sie in einem dem Andenken Luisens gewidmeten Buche mit Stillschweigen übergehen, würde demselben sicher als Todssünde angerechnet werden. Wie wohlthugend mußte z. B. den Berliner Bürger das gemüthliche Umherwandeln der Kronprinzessin auf dem Weihnachtsmarkt am Arm ihres Gemahls berühren, das war ein Ereigniß für die Käufer wie für die Verkäufer. Jedenfalls war Luise die erste Kronprinzessin, die dergleichen je gethan, — und nun vollends, als die hohe Frau sogar für fremde, arme Kinder Einkäufe machte. So etwas fällt in dem Berlin unserer Tage kaum mehr auf, wo die kronprinzliche Familie

keineswegs mehr zu den seltenen Käufern an den Weihnachtsbuden des Schloßplatzes und Lustgartens gehören.

Luifens Bestreben war es auch, den Unterschieden der Stände so viel wie möglich das Harte und Verletzende zu nehmen. So ließ sie einst von einem Schuhmacher und einem Grafen, die sich gleichzeitig bei ihr angemeldet hatten, den Schuhmacher zuerst vor, denn der Meister habe sicher nicht so viel überflüssige Zeit wie der Herr Graf.

Dem Adelsstolz mußte sie in kräftiger Weise entgegenzutreten, wenn er sich in ihrer Umgebung gegen den achtbaren Bürgerstand aufzublähen suchte. Bei einem großen Empfange in Magdeburg wurde ihr unter andern eine Offiziersfrau bürgerlicher Herkunft vorgestellt und auf die Frage der Königin, was sie für eine Geborene sei, antwortete das arme Wesen, durch die Blicke und das Nichern der hochadligen umstehenden Damen eingeschüchtert: „Ach, Ihre Majestät, ich bin gar keine Geborene!“ Als sich darob ein großes Gelächter erheben wollte und eine der vorlauten Ehrendamen gar die hochmüthige Bemerkung machte: „Also eine Mißgeburt“ — fertigte die Königin solch unziemliches Betragen mit den prächtigen Worten ab: „Frau Majorin, Sie haben mir da in einer recht naive-satirischen Weise geantwortet. Ich muß gestehen, mit dem herkömmlichen Ausdruck „von Geburt sein“, wenn damit ein angeborener Vorzug bezeichnet werden soll, habe ich niemals einen vernünftigen Begriff verbinden können, denn in der Geburt sind sich ja alle Menschen gleich. Allerdings ist es von hohem Werthe, ermunternd und erhebend, von guter Familie zu sein. Von ausgezeichneten Vorfahren und Eltern abstammen, wer wollte das nicht ehren und bewahren? Aber dies findet man Gottlob! in allen Ständen. Ja, selbst aus den Untersten sind oft die

größten Wohlthäter des menschlichen Geschlechts hervorgegangen. Außere glückliche Lage und Vorzüge kann man erben, aber innere persönliche Würdigkeit muß doch Jeder für sich und seine eigene Person erwerben. Ich danke Ihnen, liebe Frau Majorin, daß Sie mir Gelegenheit gaben, diese, wie ich glaube, fürs Leben nicht unwichtigen Gedanken auszusprechen, und ich wünsche Ihnen in Ihrer Ehe viel Glück, dessen Quelle doch immer im Herzen liegt.“ Wer war glücklicher bei solchen Worten ihrer gnädigen Königin als die kleine Majorsfrau? Da zeigte sich einmal recht gründlich die Hoheit einer Frau von Gottes Gnaden gegenüber dem unberechtigten Hochmuth ihrer im Adelstolz befangenen Umgebung.

Sie hat auch wohl eine Kronprinzessin ihren ersten Geburtstag im neuen Lande edler gefeiert als Luise, die sich nach den reichsten Geschenken (darunter das Schloß Dranienburg aus den Händen des Königs) nicht eher zufrieden gab, als bis dieser ihr Geburtstag auch zu einem Freudentage für die Armen unter ihren künftigen Unterthanen geworden. Sie erbat sich auf die Frage des Königs, ob sie noch einen Wunsch auf dem Herzen habe, eine Handvoll Gold für die Armen Berlins, und als der König meinte, das komme doch darauf an, wie groß sie sich diese Handvoll etwa denke, sagte sie, den Charakter des Königs nicht verkennend: „So groß wie das Herz des Gütigsten der Könige.“ Sie erhielt reichlich, was sie erbeten, und war innerlich glücklicher in dem Bewußtsein einer schönen That, als in dem Besitz eines unwohnlich großen Schlosses.

Der wohlthätige Zug, der ihr von früher Jugend inne wohnte, entfaltete sich namentlich seit der Thronbesteigung ihres Gemahls immer herrlicher. Seitdem sie ihre Gaben nicht mehr

ängstlich zu zählen brauchte, spendete sie mit nie ermüdender Hand und überstieg dabei nicht selten den für ihre kleinen Bedürfnisse reichlich ausgeworfenen Etat. Zum Glück begegnete sie sich in dieser Tugend mit dem König Friedrich Wilhelm III., der ihr stets die leere Kasse zu Werken der Liebe und der Barmherzigkeit wieder füllte.

Wo sie auf ihren Wegen des Elends ansichtig wurde, da litt ihr großes Herz es nicht anders, sie mußte helfend und rettend wirken. Die Zahl der Fälle, wo sie unbemerkt Gutes gethan, ist sicher noch größer, als die der vielen durch Zeugen beglaubigten Erzählungen von ihrer Wohlthätigkeit. Bei einer Spazierfahrt durch den Thiergarten ließ sie einmal den Wagen halten, weil ihr aufmerksames Auge einen kränklich aussehenden, anscheinend der Hülfe bedürftigen Mann auf einer Bank am Wege erblickt hatte. Sie sandte ihm eine königliche Gabe, die aber der Kranke, ein wohlhabender, nur einfach gekleideter Bürger Potsdams zurückwies. Der Königin konnte nichts schmerzlicher sein, als einem Anderen selbst in der besten Absicht Unrecht zugefügt zu haben; sie stieg aus und entschuldigte sich auf das rührendste bei dem Manne, daß sie mit ihrem wohlthätigen Herzen auch einmal das Falsche getroffen, bat ihn aber, ihr wenigstens zu gestatten, ihm täglich aus der königlichen Küche stärkende Nahrung zu senden.

Der Wahlspruch bei ihrem wohlthätigen Wirken war und blieb das schöne Wort, welches sie selbst darüber einmal auf die Vorstellungen wegen manchmal falsch angebrachter Gaben äußerte: „Ob der Arme die Hülfe verdient, das wollen und dürfen wir nicht untersuchen. Die Grenzen zwischen verschuldetem und unverschuldetem Elend sind sehr fein gezogen und laufen in einander. Und wie macht es denn der liebe Gott

mit uns, denen er reichlich gibt, auch nicht immer nach Verdienst und Würdigkeit?“

Solche Gefinnung führte auch ohne inneres Widerstreben dazu, in den Zeiten der bittersten eignen Noth dem von Kriegskontributionen erdrückten Volke jede mögliche Erleichterung zu verschaffen und sich gern des königlichen Luxus zu entäußern, um damit die Landeskalamität zu lindern. In Memel verkaufte Friedrich Wilhelm III. das goldene Geschirr, ein theures Erbstück seiner Ahnen, und bezahlte damit einen Theil der unerschwinglichen Forderungen des französischen Machthabers. Man speiste dann aus gewöhnlichem Geschirr und zwar oft einfacher, als manche begüterte Familie es sich trotz der bösen Zeiten erlauben konnte.

Ein schon mehrmals berührter rühmenswürdiger Zug in dem Charakter der Königin Luise war ihre lautere aus dem Herzen kommende Frömmigkeit, und das nicht nur in den Tagen der Noth, die freilich „aufs Wort achten lehrt“, sondern auch in den Tagen des anscheinend nie zu trübenden Glanzes. Ein der Königin Luise während ihres Aufenthalts in Königsberg nahe stehender Freund äußert sich über ihre Gottesfurcht folgendermaßen:

„Die Frömmigkeit unserer verehrten Königin ist eine christliche, d. h. eine gesunde, einfache, naturgemäße, ihrer jedesmaligen Empfänglichkeit und Stimmung vollkommen angemessene, fern von allem Erzwungenen und Sentimentalen. Mit dem Gefühl und Ausdruck der Schüchternheit naht sie sich den heiligen Wahrheiten der Religion, aber auch mit dem Ausdruck der Sehnsucht und des Durstes und nimmt eben darum ihre Erquickungen in sich um so reiner auf. Was mich am meisten erfreut, weil es für sie das Beste ist und wirkt: sie gibt allen ihren religiösen

Ansichten, Ueberzeugungen, Gefühlen und Bestrebungen die feste Grundlage des göttlichen, geoffenbarten Bibelworts; bringt damit Festigkeit, Gewißheit, Zusammenhang und Zuversicht in ihr Gemüth, und bei dem huldvollen Vertrauen, dessen sie mich würdigt, suche ich vorzüglich, sie darin zu bestärken. In ihrer vorherrschenden Stimmung sympathisirt sie jetzt ganz besonders mit den Psalmen, die heilige Begeisterung, die in denselben waltet, sagt ihrer schönen, poetischen Natur harmonisch zu und gibt ihrem frommen Gemüth Schwingen. Selbstgemachte, ernste Lebenserfahrungen schließen ihr das Heiligthum der heiligen Schrift auf und führen sie in den tiefen reichen Sinn derselben.“

Ganz in diesem Sinne des gläubigen Hingebens an die ewig über ihrem Schicksal waltende Vorsehung setzte sie sich, auf ihrer Flucht nach Memel einmal rastend, an ein vorgefundenes Klavier und sang mit bewegter Stimme das alte Kernlied „Befiehl Du Deine Wege — Und was Dein Herze kränkt.“ Sie suchte sich selbst Trost einzusingen mit den Worten desselben Liedes:

„Auf, auf, gib deinen Schmerzen
Und Sorgen gute Nacht,
Laß fahren, was die Herzen
Betrübt und traurig macht.
Bist du doch nicht Regente,
Der Alles führen soll, —
Gott sitzt im Regimente
Und führet Alles wohl!“

Sie hatte den Stürmen des Lebens, wie Bischof Eylert von ihr rühmte, ein reines Herz und einen wahrhaftigen Charakter entgegengebracht, darum hielt sie auch unverzagt und geduldig bis an ihr Ende aus, das leider noch in die Zeit der Trübsal

fiel. Sie war einem verderbten Hofe während ihres Kronprinzessinenthums sittlich überlegen und inmitten der Scheinheiligkeit religiös. Unsitte auf der einen und Scheinheiligkeit auf der anderen Seite waren ja die treibenden Elemente des Lebens in den damaligen höheren Ständen; daß sie es also verstand, solchen Strömungen, die manchen vortrefflich angelegten Charakter mit sich fortrissen, zu widerstehen, gereicht ihr zum unvergänglichen Lobe.

Ihrem Gemahl war sie mit solchen Tugenden eine an Treue ihres Gleichen suchende Gattin. Die Ehe zwischen Beiden gestaltete sich zu einem ächten Aufgehen des Wesens in einander, zu einer Ehe „in stiller Würde und seliger Eintracht, die erste und die beste im Vaterlande.“ Die Wirkungen derselben auf alle Kreise blieben nicht aus. Die frivolsten Ansichten über die Ehe, die sich seit Friedrich dem Großen durch manche seiner Aeußerungen, ja durch sein nicht nachahmungswerthes Beispiel im Volke gebildet hatten, verschwanden mehr und mehr und machten einer gesunderen Entwicklung des Familienlebens Platz.

Der Dichter Novalis schreibt über diese einzig dastehende Ehe zwischen dem Königspaar mit besonderem Hinblick auf Luise: „Die Königin hat zwar keinen politischen, aber einen häuslichen Wirkungskreis im Großen. Ihr Beispiel wird unendlich wirken. Die glücklichen Ehen werden immer häufiger und die Häuslichkeit mehr als Mode werden. Sie wird zugleich ächtes Muster des weiblichen Anzuges sein. . . Jede gebildete Frau und jede sorgfältige Mutter sollte das Bild der Königin in ihrem oder ihrer Töchter Wohnzimmer haben. Welche schöne kräftige Erinnerung an das Urbild, das jede zu erreichen sich vorgesetzt hätte. Aehnlichkeit mit der Königin würde der Charakterzug der Preussischen Frauen, ihr National-

zug sein . . . Sonst mußte man sich vor den Höfen wie vor einem ansteckenden Orte mit Weib und Kindern flüchten! An diesen einen Hof wird man sich jetzt vor der allgemeinen Sittenverderbniß wie auf eine glückliche Insel zurückziehen können . . . In unsern Zeiten haben sich wahre Wunder der Transsubstantiation ereignet. Verwandelt sich nicht ein Hof in eine Familie, ein Thron in ein Heiligthum, eine königliche Vermählung in einen ewigen Herzensbund? Wer den ewigen Frieden jetzt sehen und lieb gewinnen will, der reise nach Berlin und sehe die Königin!"

Luise begleitete ihren Gemahl nicht nur zu den rauschenden Huldigungsfesten, die die Provinzen mit einander wetteifernd dem jungen Königspaare veranstalteten, sie theilte nicht nur die Annehmlichkeiten seiner erhabenen Stellung, sondern blieb ihm die treue, tröstende Lebensgefährtin auch in den Tagen, wo die Verzweiflung an dem Schicksal der Dynastie und des Landes der Brust des Königs nahte. Es war in Riga, auf einer Besuchsreise nach Petersburg zu dem ihm verbündeten Kaiser Alexander I., wo der König in dem berühmten Hause der „Schwarzen Häupter“, dem Versammlungsort eines Vereinstages stolzer Sonderlinge, tiefwehmüthig ausrief: „Ich hätte zu dieser Gilde gehören sollen, Du hättest dann nicht so traurige Erfahrungen gemacht!“ — und die Königin seinen Kummer beschwichtigte: „Und hätten wir noch zehnmal traurigere gemacht und hättest Du mir alles Unglück vorhergesagt, dieser Gilde hättest Du mir doch nicht angehören dürfen!“

Das war aber auch nur dem Herzen einer Frau möglich, die „hoch auf des Lebens Gipfel gestellt“ die Kraft und die Muße fand, sich in ächt deutscher Sitte auf das eigene unzerstörbare häusliche Glück zurückziehen zu können, so oft sie wollte, und die

von sich sagen konnte: „Um glücklich und zufrieden zu sein in seinem Innern, bedarf man nicht viel des Aeußeren; gesunde Luft, Stille, Aussichten ins Freie, einige Schatten gebende Bäume, ein paar Blumenbeete, eine Laube — reichen hin. Mein Mann und ich sind uns mit den Kindern genug, und dann habe ich gute Bücher, ein gutes Gewissen, ein gutes Piano-forte, — und so kann man unter den Stürmen der Welt ruhiger leben als Diejenigen, welche die Stürme erregen!“

Wer hat besser das Lob der heiligen Schrift verdient als Luise, von der ihr glücklicher Gemahl rühmen konnte: „Wem ein tugendhaft Weib bescheeret ist, die ist viel edler denn die köstlichsten Perlen“, — „Sie breitet ihre Hände aus zu den Armen und reichet ihre Hand dem Dürstigen“, — „Ihre Keinheit ist ihr Schmuck“, — „Ein Weib, das ein beständiges Gemüth hat, ist wie die goldenen Säulen auf den silbernen Stühlen.“

Vor ihren blauen Augen ohne Falsch mußte das Auge eines Jeden sich beschämt zu Boden senken, der sich nicht des geraden Weges bewußt war. Sie wachte darüber, daß vom Hofe jener byzantinische Ton verschwand, der es mit sich brachte, daß Alles eher auf krummen Schleichpfaden erreicht wurde, als auf dem ehrlichen zum Ziele gerichteten Wege. Da konnten keine Intriguen und Rabalen gesponnen werden, — sie prallten von ihrem hoheitsvollen, unbefangenen Wesen ab wie der Pfeil von der blanken Stahlrüstung. Keine Kamarilla konnte im Finstern schleichend ihre Netze spannen, — das einfache Wort der Königin durchhieb diese Netze wie Spinnweb. Soweit ihr Einfluß reichte, gab es keine Günstlingswirthschaft, keinen feilen Nepotismus mehr; und wir können höchstens beklagen, daß ihre weibliche Macht nicht weiter ging, daß sie aufhörte vor dem Staatskabinet des Königs.

Und hier mag auch die Frage ihre Erörterung finden, die ihr während ihres Lebens so großen Kummer durch die Vorwürfe bereitete, welche verächtliche Verleumdung auf die Schuldlose zu häufen bemüht war. Es versteht sich von selbst, daß die Bethätigung des inneren Einflusses der Königin auf ihren Gemahl bezüglich wichtiger Staatsgeschäfte sich der genauen Kenntniß verschließt. Wir haben aber doch so viele übereinstimmende, wahrheitsmäßige Beweise für das Walten Luise's auf ihrer steilen, verantwortlichen Höhe, daß wir berechtigt sind, über jene für ihr Leben wichtigste Frage ihrer Einmischung in Staatsangelegenheiten ein Urtheil zu fällen.

Wir haben hier streng zu scheiden zwischen dem Zeitraum von der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm III. bis zum Jahre 1806, und von da ab bis zum Tode der Königin. In den Tagen des Glückes hat Luise niemals ihre Hand im Spiele gehabt, wo es sich um die Entscheidung von Landesangelegenheiten handelte. Sie hielt sich aufs taktvollste von dergleichen gänzlich fern, betrachtete das als die Arbeit der Männer und fand ihre ausgiebige, lohnendere Beschäftigung in der guten Erziehung ihrer zahlreichen Kinder, in der Repräsentation des Hofes, die ihr der König am liebsten ganz überlassen hätte, und in der Ausbildung ihrer reichen geistigen Anlagen.

Besser freilich wäre es gewesen, wenn sie mit ihrem scharfen, immer auf den Kern der Dinge gerichteten Blick öfter Gelegenheit gehabt hätte, sich um das innere Getriebe des Preussischen Staatslebens zu bekümmern; wenn sie sich nicht wie selbst ihr Gemahl und mit ihm der ganze Hof (Prinz Louis Ferdinand vielleicht ausgenommen) durch den äußeren Schein einer wohlgeordneten, sicher arbeitenden Maschine hätte täuschen lassen und sich nicht mit den Lorbern Friedrichs des Großen be-

gnügt hätte. Aber die Königin Luise verdient deswegen alles andere, nur nicht einen Vorwurf. Sie hatte in allen Leiden, die im Jahre 1806 über das Preussische Königshaus kamen, wenigstens den Trost, daß sie in keiner Weise den furchtbaren Zusammenbruch aller für felsenfest gehaltenen Verhältnisse mitverschuldet hatte. Um so herrlicher tritt ihr Charakter in den Leidensjahren hervor, als sie, um den König zu trösten und ihn vor Anklagen zu schützen, sich gern mit den strafwürdigen Versehen seiner Rätthe identifizierte und klagte: „Wir sind auf den Vorbern Friedrichs des Großen eingeschlafen!“

Das schönste und vollgültigste Zeugniß für ihre Fernhaltung von Staatsgeschäften giebt uns Genz in seinen Memoiren, wo er auf die Unterredung mit Königin Luise kurz vor dem Ausbruch des verhängnißvollen Krieges gegen Napoleon zu sprechen kommt. In jener Stunde konnte sie mit ruhigem Gewissen zu ihm sagen: „Gott weiß es, daß ich nie über öffentliche Angelegenheiten zu Rathe gezogen worden bin und auch nicht danach gestrebt habe! Wäre ich je darum befragt worden, so hätte ich, ich bekenne es offen, für den Krieg gestimmt, da ich glaube, daß er nöthig war!“

Zu seinem vertrautesten Freunde, dem Adjutanten von Wittgen, äußerte sich König Friedrich Wilhelm III. mehr als fünf Jahre nach Luizens unerschmerztem Tode, als die Nebel des Unglücks durch Preußens erwachte Energie verscheucht waren: „Gewiß ist, daß die Königin sich nie in Angelegenheiten der Regierung gemischt hat; höchstens hat sie zu Fürbitten für Unglückliche, die der Hilfe bedurften, sich verstanden und solche auf eine Art eingelegt, daß man sie nicht abschlagen konnte. Nie ist sie aus ihrer weiblichen Sphäre herausgetreten, nie hat sie in die meine eingegriffen!“ Und dann

setzte er traurig hinzu: „Ach, ich vermisse sie wie überall so besonders jetzt und Gott mag mir den Wunsch verzeihen: ich wollte, sie lebte jetzt noch!“

Luise hat das Wort Friedrichs des Großen, welches er allerdings zu hart ins Praktische übersetzte, in der edelsten Weise zur Richtschnur ihrer Stellung als Königin gemacht: „Wenn sich die Frau in die Regierung menget, so bringt das für den Staat kein Glück!“ Daß sie aber an den erschütternden Ereignissen, die zum Kriege mit Frankreich führten, — der Ermordung des Duc d'Enghien, Palms, der Verletzung neutralen Preussischen Gebiets — einen überaus regen Antheil nahm, daß in ihrem großen Herzen jeder Pulsschlag, der ihr Volk durchzitterte, einen beredten Wiederhall fand, wer möchte das in Abrede stellen? Wie aber auch ihre Gesinnung bei den rohen Gewaltthaten Napoleons noch vor dem Ausbruch des Krieges gewesen sein mag, — sicher ist, daß sie keinen Schritt gethan hat, um ihren Gemahl zu einer vielleicht verderblichen Maßnahme zu drängen.

Andererseits indessen erwachte bei der bedrohlichen Lage des Staates ihre ganze Entschlossenheit. Als Alles den Kopf verloren zu haben schien, als selbst der König, in der Leistungsfähigkeit des Heeres wie in der Treue der Beamten aufs Empfindlichste getäuscht, an dem Staate zu verzweifeln begann, stand sie heldenhaft und unentwegt da und stößte ihm neues Vertrauen ein auf eine bessere Zukunft, auf den Sieg des Guten über das Schlechte.

Wohl hat König Friedrich Wilhelm III. den Werth seiner Gemahlin nicht nur für sein Haus, sondern auch für das Land, für die Neugestaltung der wichtigsten Bedingungen seines Gedeihens richtig erkannt. Es lag mehr als ein bloßer Zufall

darin, daß er an ihrem Geburtstage, am 10. März 1813, die denkwürdige Stiftung der Eisernen Kreuzes vollzog*). Wie er in seiner Luise seines Lebens Schutzgeist, in ihren Augen die treuen Sterne gefunden, die ihm auf seiner Dornenbahn geleuchtet, so mußte er, — das hatte ihm der ganze deutsche Sängerkreis vorgesungen — daß ihr Geist auf dem Heere ruhte und daß dessen Erfolge zum nicht geringen Theil als rächende Thaten für das leidenvolle Ende seiner Königin betrachtet wurden. „In diesem Zeichen wirst Du obsiegen!“ — scholl es dem Könige aus seligen Fernen an jenem Geburtstage seiner heimgegangenen Gemahlin zu.

Und als diese erhabene Verheißung sich herrlich erfüllt hatte, als die Ruhmestage von Leipzig gekommen, als das siegreiche Heer sich der Hauptstadt desselben übermüthigen Franzosenkaisers näherte, vor dem Königin Luise aus Berlin bis an die Grenze des Reiches hatte fliehen müssen, — da ward wiederum am Geburtstage Luisens (10. März 1814) von dem Könige der Luisenorden als die schönste Anerkennung für die aufopfernde Hingebung des weiblichen Geschlechts an die große Sache des Vaterlandes gegründet.

Beide ihre Besitzer aufs höchste ehrenden Orden hat König Wilhelm in Rück Erinnerung an Vater und Mutter erneuert in den ersten Tagen jenes großen Kampfes gegen die von Frankreich drohende Vergewaltigung deutscher Erde, den wir alle mitkämpfend oder bewundernd erlebt haben. So zeugen noch in spätesten Tagen die Zeichen der Männerehre und der Frauentugend von einer großen, durch die edelste Königin geweihten Zeit!

*) Erneuert durch König Wilhelm am Todestage der Mutter, 19. Juli 1870. Er selbst hat es als 17jähriger Jüngling nach der Schlacht bei Bar-sur-Aube aus der Hand des Vaters empfangen am 10. März 1814.

Während Napoleon die Königin Luise fälschlich als die Hauptanstifterin des Krieges bezeichnete, den er schon Jahrelang im Voraus geplant und zu dem er im Herbst des Jahres 1806 nur die ihm günstigste Gelegenheit erspähte; während er gleichnerisch und lügenhaft die ganze Schuld an dem über Preußen hereinbrechenden Jammer ihr beimaß, — ist sie es gerade gewesen, die, schuldlos an alledem, doch die treibende Kraft wurde, welche Napoleon von der Höhe seiner Macht gestürzt hat. Es liegt eine schneidige Ironie des Geschickes in dem ungleichen Zweikampf der Königin Luise mit jenem Geiste, der stets das Böse wollte und doch das Gute schaffen helfen mußte, — ein Zweikampf, dessen wahres Wesen Schillers Worte trefflich charakterisiren: „Es ist einmal so die Mode in der Welt, daß die Guten durch die Bösen schattirt werden und die Tugend im Kontrast mit dem Laster das lebendigste Kolorit erhält.“

Das äußere Leben Luises nach ihrer Vermählung ist eine würdige, durch erhöhte Pflichten geheiligte Fortsetzung ihres Jugendlebens. Wie kein Glück auf Erden von ungestörter Dauer sei, mußte sie sehr bald erfahren, als den Kronprinzen die Pflicht in die vom Aufruhr heimgesuchten Polnischen Besitzungen rief, wo er an der Seite seines königlichen Vaters zeigte, daß der Gehorsam gegen die Anforderungen des Vaterlandes einem Preussischen Prinzen höher stände als selbst das Glück einer zufriedenen Ehe an der Seite der schönsten Frau.

Für Luise war der Krieg ihres Gemahls gegen die Polnische Insurrektion (unter Kosziusko) ein Vorspiel zu den allerdings noch in ferner Zukunft liegenden, aber doch schon ihre breiten Schatten ins Leben der Völker werfenden Europäischen Kriegen. Wie uns namentlich alle die Züge von der höchsten Bedeutsamkeit erscheinen, die bezeichnend sind für die

tiefe, innere Umwandlung in dem Gemüthe des jungen Weibes aus der zarten Schüchternheit der sorglosen Jugend in die ernste Lebensauffassung der Monarchin, so darf auch das Wort nicht vergessen bleiben, welches sie bei den Nachrichten vom Polnischen Kriegsschauplatz zu ihrer Umgebung sprach: „Ich zittere vor jeder Gefahr, der mein Mann sich aussetzt, aber ich sehe ein, der Kronprinz, der Erste nach dem König auf dem Thron, muß auch der Erste nach ihm im Felde sein.“

Ihr erstes Kind, einen Sohn, gebar Luise am 15. Oktober 1795, — den nachmaligen König Friedrich Wilhelm IV. — Wir setzen hier der Uebersicht wegen die Geburtstage aller ihrer sie überlebenden Kinder her: 22. März 1797 — Wilhelm; 13. Juli 1798 — Charlotte*); 29. Juni 1801 — Karl; 23. Februar 1803 — Alexandrine**); 1. Februar 1808 — Luise***); 4. Oktober 1809 — Albrecht.

Am 16. November 1797 starb König Friedrich Wilhelm II., in demselben Jahre, in welchem der jetzige Kaiser von Deutschland geboren ward, an dessen Taufbecken noch sein Großvater gestanden.

Die Königin Luise hat ihren Kindern selbst ein so schönes Denkmal gesetzt in dem bekannten Briefe an ihren Vater, (im Jahre 1794 Herzog von Mecklenburg-Strelitz geworden) — daß es vermessen wäre, wollten wir uns zur Schilderung des Mutterglückes der Königl. Frau anderer als ihrer eigenen Worte bedienen: „Unsere Kinder sind unsere Schätze, und unsere Augen ruhen voll Zufriedenheit und Hoffnung auf ihnen. Der Kronprinz ist voller Leben und Geist. Er hat vorzüg-

*) Später Kaiserin von Rußland, Mutter des Kaisers Alexander II.

**) Großherzogin von Mecklenburg = Schwerin.

***) Gemahlin des Prinzen Friedrich der Niederlande.

liche Talente, die glücklich entwickelt und gebildet werden. Er ist wahr in allen seinen Empfindungen und Worten, und seine Lebhaftigkeit macht Verstellung unmöglich. Er lernt mit vorzüglichem Erfolge Geschichte und das Große und Gute zieht seinen idealischen Sinn an sich. Für das Witzige hat er viel Empfänglichkeit und seine komischen, überraschenden Einfälle unterhalten uns sehr angenehm. Er hängt vorzüglich an der Mutter und er kann nicht reiner sein, als er ist. Ich habe ihn sehr lieb und spreche oft mit ihm davon, wie es sein wird, wenn er einmal König ist.

Unser Sohn Wilhelm (erlauben Sie, ehrwürdiger Großvater, daß ich Ihre Enkel nach der Reihe Ihnen vorstelle) wird, wenn mich nicht Alles trügt, wie sein Vater einfach, bieder und verständig. Auch in seinem Aeußeren hat er die meiste Aehnlichkeit mit ihm; nur wird er, glaube ich, nicht so schön. Sie sehen, lieber Vater, ich bin noch in meinen Mann verliebt.

Unsere Tochter Charlotte macht mir immer mehr Freude; sie ist zwar verschlossen und in sich gekehrt, verbirgt aber, wie ihr Vater, hinter einer scheinbar kalten Hülle ein warmes, theilnehmendes Herz. Scheinbar gleichgültig geht sie einher, hat aber viel Liebe und Theilnahme. Daher kommt es, daß sie etwas Bornehmes in ihrem Wesen hat. Erhält sie Gott am Leben, so ahne ich für sie eine glänzende Zukunft.

Karl ist gutmüthig, fröhlich, bieder und talentvoll; körperlich entwickelt er sich ebenso gut als geistig. Er hat oft naive Einfälle, die uns zum Lachen reizen. Er ist heiter und witzig. Sein unaufhörliches Fragen setzt mich oft in Verlegenheit, weil ich es nicht beantworten kann und darf; doch zeugt es von Wißbegierde — zuweilen, wenn er schlau lächelt, auch von

Neugierde. Er wird, ohne die Theilnahme an dem Wohl und Wehe Anderer zu verlieren, leicht und fröhlich durchs Leben gehen.

Unsere Tochter Alexandrine ist, wie Mädchen ihres Alters und Naturells sind, anschniegend und kindlich. Sie zeigt eine richtige Auffassungsgabe, viel Verstand, eine lebhaft e Einbildungskraft und kann oft herzlich lachen. Für das Komische hat sie viel Sinn und Empfänglichkeit. Sie hat Anlage zum Satirischen und siehet dabei ernsthaft aus, doch schadet das ihrer Gemüthlichkeit nicht.

Von der kleinen Luise läßt sich noch nichts sagen. Sie hat das Profil ihres redlichen Vaters und die Augen des Königs, nur etwas heller. Sie heißt Luise; möge sie ihrer Ahnfrau, der lebenswürdigen und frommen Luise von Dranien, der würdigen Gemahlin des Großen Kurfürsten, ähnlich werden.

Da habe ich Ihnen, geliebter Vater, meine ganze Gallerie*) vorgeführt. Sie werden sagen: Das ist mal eine in ihre Kinder verliebte Mutter, die an ihnen nur Gutes siehet und für ihre Mängel und Fehler keine Augen hat. Und in Wahrheit, böse Anlagen, die für die Zukunft besorgt machen, finde ich an allen nicht. Sie haben, wie andere Menschenkinder, auch ihre Unarten; aber diese verlieren sich mit der Zeit, sowie sie verständiger werden.“

Ueber die Erziehung ihrer Kinder äußert sich in demselben Briefe Königin Luise in verständnißvollster Weise also: „Umstände und Verhältnisse erziehen den Menschen, und für

*) Das jüngste Kind, Prinz Albrecht, war zur Zeit der Abfassung dieses Briefes noch nicht geboren.

unsere Kinder mag es gut sein, daß sie die ernste Seite des Lebens schon in ihrer Jugend kennen lernen. Wären sie im Schoße des Ueberflusses und der Bequemlichkeit groß geworden, so würden sie meinen, das müsse so sein. Daß es aber anders kommen kann, sehen sie an dem ernstesten Angesicht ihres Vaters und an der Wehmuth und an den öfteren Thränen der Mutter. Besonders wohlthätig ist es dem Kronprinzen, daß er das Unglück schon als Jüngling kennen lernt; er wird das Glück, wenn, wie ich hoffe, künftig für ihn eine bessere Zeit kommen wird, um so höher schätzen und um so sorgfältiger bewahren. — —

Erhält Gott uns die Kinder, so erhält er meine besten Schätze, die Niemand mir entreißen kann. Es mag kommen, was da will, mit und in der Vereinigung mit unseren Kindern werden wir glücklich sein!“ — —

Nach so beredtem Zeugniß von dem mütterlichen Walten der Königin können wir uns wohl versagen, noch im einzelnen die vielen kleinen Züge zu erwähnen, durch die sie so rührend ihre Hingebung an das Wohl ihrer Kinder bewies. Fast in jedem der Briefe, die sie von Königsberg und Memel an ihren Vater richtete, begegnet uns die Liebe, die sie zu den Ihrigen hegte, ihren einzigen Sternen am unmvölkten Himmel.

Eines der schönsten Dokumente zur Lebens- und Leidensgeschichte der Königin Luise bilden die einfachen Aufzeichnungen ihrer Oberhofmeisterin der Frau von Voß. Sie beweisen schlagend, daß für eine Herrin wie Luise das frivole Wort, für die intimen Diener gebe es keine Helden, der näheren Erklärung dahin bedarf, daß dies dann meist an den Dienern liegt. Mochten auch die Grundsätze der „*Dame d'Etiquette*“ über Hofmanieren sehr verschieden sein von denen der Königin, — sie konnte doch nicht anders, als in ihren verschwiegensten Stunden ihrem Tage-

buch anvertrauen, wie sie im innersten Herzen von ihrer „Engelskönigin“ dachte. Da finden wir in den „Denkwürdigkeiten der Frau von Boß“, kaum eine Woche nach dem Einzuge Luifens in Berlin, die Bemerkung: „Die Prinzessin ist wirklich anbetungswürdig, so gut und reizend zugleich.“ — Etwas später heißt es: „Je genauer man die Prinzessin kennen lernte, desto mehr wurde man von dem innern Adel und der Reinheit ihrer Natur und von der engelgleichen Güte ihres Herzens ergriffen. Vor Allem erfüllte die tiefste, innigste Religiosität ihr ganzes Wesen und schmückte sie mit allen lieblichsten Tugenden der Frau, die Gott gefallen.“ — Unter dem 24. Januar 1798 lesen wir: „Der König hat die Masern. Sie ist auch unwohl, aber denkt nicht an sich und ist wie immer in Allem und Allem ein Engel!“ — 13. Dezember 1806: „Die Königin ist noch sehr leidend, immerfort Fieber und heftige Kopfschmerzen. Die Unruhe der Kinder, die dicht neben ihr wohnen und den ganzen Tag lärmern, kann ihr nicht gut sein, aber sie will sich nicht von ihnen trennen.“ — „In dieser schweren Krankheitszeit habe ich den Muth und die Gelassenheit meiner theuern Königin und ihre völlige Ergebung in den Willen Gottes wieder recht erkannt. Ihr Leben ist ihr selbst nur von Werth um ihres Mannes und ihrer Kinder willen und die vollständige Hingabe ihres Willens in den Rathschluß des Allerhöchsten giebt ihr diese große Geduld und diesen inneren Frieden.“ —

Die Ereignisse in dem Leben des Königspaares in der Zeit vor dem Ausbruch des Krieges von 1806 sind mit wenigen Worten erzählt. In gleichförmigem, nur durch die Huldigungsreisen unterbrochenem Laufe entschwanden ihnen die letzten Jahre

des 18. und die ersten des 19. Jahrhunderts. Von dem friedlichen Pareß, dieser Dase in der sandigen Wüste der Hofetikette für den Kronprinzen und seine Gemahlin, rief sie der Tod Königs Friedrich Wilhelm II. in die an erhabenen Pflichten so reiche neue Stellung, durch die sie länger an die Hauptstadt gefesselt wurden. Das Palais Friedrich Wilhelms III. und seiner Luise war das heute sogenannte „Kronprinzenpalais“, damals nur ein einstöckiges, schmuckloses Gebäude.

Die Huldigungsreisen führten das königliche Paar über Stargard in Pommern nach Danzig und dann nach Königsberg, der alten Krönungsstadt der Hohenzollern. Nie enden wollender Jubel, in dem sich die ganze Liebe eines Volkes zu seinem Herrscherhause zu erkennen gab, bezeichnete diesen Weg, der für Luise besonders zu einem wahren Siegeseinzug in die Herzen ihrer Unterthanen wurde.

Unter den vielen Glücklichen, welche ein freundliches Wort oder ein Lächeln der holdseligen Königin dazu gemacht, hat sich gewiß auch das kleine Mädchen in Stargard befunden, die von dem gestrengen Herrn Schulmeister für zu häßlich befunden worden war, um einer Königin unter die Augen zu treten, und die deshalb zu Hause geblieben die bittersten Thränen über diese Zurücksetzung vergoß. Aber wie dem „häßlichen Entchen“ in dem freundlichen Märchen sollte ihr die Sonne unverhofften Glücks durch ein Wort der Königin aufgehen, die sich, auch an dem Kleinsten Interesse nehmend, erkundigte, warum gerade neunzehn Mädchen zu ihrem Empfange erschienen wären. Als sie den gutgemeinten, aber bei ihr übel angebrachten Grund erfuhr, ließ sie das arme Ding rufen und machte an ihm gut, was die Lieblosigkeit verschuldet hatte. — Wir erzählen diese kleine Begeben-

heit, die für die Betheiligte sicher die größte ihres Lebens war, nur darum, weil sich darin wie bei jedem Schritt der Königin die herzliche Theilnahme an Leid und Freud auch des Geringsten ihrer „Landeskinder“ so hold offenbart.

Von Königsberg ging's über Warschau nach Breslau. Hier in der zweiten Stadt der Monarchie wurde der Königin ein großartiger Empfang zu Theil, der sie zu dem Versprechen hinriß: „Ich werde die guten Schlesier nicht vergessen.“ Erst Friedrich Wilhelm III. konnte nach Luise's Tode das Versprechen einlösen: Breslau ward die Geburtsstätte des befreiten Vaterlandes.

Im Juli 1798 folgte die Huldigung in der Hauptstadt des Landes mit großem Pompe, wobei der junge König nicht vergaß, auch den Aermsten seiner Unterthanen den ungehinderten Anblick der Festlichkeiten zu ermöglichen.

Zu Anfang des nächsten Jahres galt eine Reise des Königs, auf der ihn wie immer seine Gemahlin begleitete, dem westlichen Theil der Monarchie, namentlich der Provinz Westphalen, — und das Jahr 1800, „des Jahrhunderts ernste Reize“, sah sie auf dem höchsten Berge ihres Vaterlandes, der Schneekoppe in Oberschlesien.

Im Jahre 1802 kam Luise zum ersten Male in Begleitung ihres Gemahls zur Truppenrevue nach Memel, wohin kaum ein Lustrum später die Trümmer des Preußischen Staates sich retteten und wo Luise die bittersten Stunden ihres Lebens zugebracht hat. Hier war es, wo die beiden benachbarten Monarchen Friedrich Wilhelm III. und Kaiser Alexander I. von Rußland den Bund der Freundschaft fürs Leben schlossen, der sich bald genug der ernstesten Probe unterziehen mußte.

Mit einer fröhlichen Harzreise schloß die glücklichste Zeit für die Königin Luise ab, der nur zu früh die herben letzten fünf Jahre ihres Lebens folgten. Schon nahten sich wie ein ertödtender „Reiß in der Frühlingsnacht“ die Tage der Vernichtung Preußens und damit der Schande Deutschlands.



V.

Die Deutsche Fürstin.

„Das sei Dein Stolz, des Adels rühme Dich:
Die angeborenen Bande knüpfe fest,
Ans Vaterland, ans theure, schließ' Dich an,
Das halte fest mit Deinem ganzen Herzen!
Hier sind die starken Wurzeln Deiner Kraft.“

Was uns Deutschen die Königin Luise so unvergleichlich groß und verehrungswürdig erscheinen läßt, das ist unstreitig vor Allem ihr ganz deutsches Wesen, ihre deutsche Gesinnung, die inmitten der verrottetsten „Franzosenzeit“ den heimathlichen Namen zu Ehren brachten. Sie bezeichnet in ihrer Person einen Wendepunkt für die Stellung der gesammten deutschen Kunst, namentlich der deutschen Literatur.

Mit Ausnahme des doch nur auf einen winzig kleinen Wirkungskreis beschränkten Herzogs von Weimar, der in Göthe, Schiller und Wieland Zierden seines Hofes schätzte, und vorübergehend am Hofe des Fürsten von Hildburghausen, hatte die vaterländische Dichtung noch an keinem der deutschen Höfe Courzfähigkeit erlangt. Zur Genüge ist bekannt, wie Friedrich der Große durch eine unglückliche in seiner Jugenderziehung begründete Richtung für das Franzosenthum sogar wenig zur Entwicklung der idealeren Elemente seines Volkes beigetragen.

Wehmüthig, aber doch auch stolz singt Schiller von der „Deutschen Muse“:

„Keines Medicäers Güte
Lächelte der deutschen Kunst;
Sie ward nicht gepflegt vom Ruhme,
Sie entfaltete die Blume
Nicht am Strahl der Fürstengunst.
Von dem größten deutschen Sohne,
Von des großen Friedrichs Throne
Sind sie schutzlos, ungeehrt.“ —

Wochte auch das *Inter arma silent musae* für den ersten Theil von Friedrichs bewegter Regierungszeit gelten, — er hatte doch nach Beendigung des siebenjährigen Krieges Gelegenheit genug, seine Augen auch im eigenen Lande für die Regungen des Kunstlebens ein wenig offener zu halten. Freilich war die spezifisch preußische Dichtkunst eines Ramler, eines Gleim, ja selbst eines Gellert nicht dazu angethan, ihm, dem Schüler französischer Sprachvollendung, Formensönheit und Glätte, Bewunderung abzuzwingen. Sogar die berühmte Unterredung Friedrichs mit Gellert hat doch immer etwas Demüthigendes, wenn wir die Stellung der französischen Klassiker am Hofe ihres Ludwig dagegen halten. Daß er aber einem Schiller, einem Göthe, die schon bei seinen Lebzeiten ihre ersten unvergänglichen Dramen geschaffen, — daß er vor allem Lessing, der in Berlin so zu sagen unter seinen Augen eine „*Minna von Barnhelm*“ geschrieben, so wenig Beachtung geschenkt hat, gehört zu den oft beklagten, traurigsten Seiten seiner glänzenden Regierungszeit. Ihm wäre es vergönnt gewesen, unter seinem Schutze einen glücklichen Dichtungsfrühling über Deutschland heraufzuführen; aber er überließ diesen dauernden Ruhm dem Fürsten des kleinen Weimar, Karl August, und zog es vor, seine

ästhetische Befriedigung in Voltaire, Montesquieu und Rousseau zu suchen.

Die Königin Luise hat das Unrecht Friedrichs des Großen glänzend gut gemacht, sie vergalt der deutschen Kunst reichlich, was sie selbst ihr verdankte, — den bleibendsten Kern ihrer Geistesbildung. Mit ihr vollzog sich die Umwandlung aus dem jedes ursprüngliche Volksthum verleugnenden Franzosenthum in das des eigenen Werthes und der Vergangenheit der eigenen Nation vollbewußte deutsche Gefühl. Sie bezeichnet am deutlichsten in jener Epoche den Widerstand des Christlich-Germanischen gegen die dem heidnischen Cäsarismus so nahe kommende gallische Ueberbildung, gegen das „Frankenthum“, wie sie es nannte.

Luise eilte im Geiste einer Einkehr voraus, die sich erst lange nach ihrem Tode auch auf politischem Gebiete vollziehen sollte, — der Einkehr in das patriotische Gefühl, ohne welches jede ächte Kunst geradezu undenkbar ist. Sie wußte, daß die vaterländische Sprache und Gesittung der einzige und beste Boden ist, auf dem die wahre Dichtung gedeihen kann, daß außerhalb dieses durch Jahrtausende geheiligten Gebietes jeder Versuch nur zu Treibhauspflanzen und unfruchtbarem Luxusgewächs führt. Was nach dieser Richtung heute in Deutschland endlich zur allgemeinsten Anschauung geworden, Luise hat es achtzig Jahre früher gefühlt und für ihr Theil zur Geltung gebracht.

Sie stand in mancher Beziehung sogar höher als die zu einem gewissen falschen Weltbürgerthum hinneigenden, gräcisirenden Heroen der deutschen Dichterblüthezeit, unter denen ein Göthe nur selten zur Anerkennung der Volkskraft sich verstand und die verderblich genug gewordenen Worte schrieb: „Das Vaterländische wird durch das allgemein Menschliche verdrängt. — —

vielleicht überzeugt man sich bald, daß es keine patriotische Kunst gebe.“ Hat ja selbst Schiller, der Deutschen Deutschester, erst wenige Jahre vor seinem Tode eine entschiedene Umkehr in seinem Innern durch seine „Jungfrau von Orleans“ und namentlich durch den „Wilhelm Tell“ erfahren, diese Vorahnungen großer heraufziehender Ereignisse, — wogegen die Wieland und Herder die Samenkörner zu ihren Schöpfungen aus der Erde Griechenlands und des Orients entlehnen mußten.

Luiſe hatte das Durchgangsſtadium des unfruchtbaren Koſmopolitiſmus ſeit den Jean=Pauliſirenden Tagen von Hildburg=haufen glücklich hinter ſich und ſtand jetzt auf dem ſicherern Boden des Nationalbewußtſeins, welches ſich bei ihr keineswegs in engherziger Weiſe als beſchränktes Preußenthum offenbarte, ſondern immer des Großen und Ganzen eingedenk blieb. Welche wunderbare Wandlung muß in dem Herzen der Mecklenburgiſchen Prinzefſin vorgegangen ſein, die es ihr ermöglichte, nach ihrer Vermählung mit dem Sohne des Königs von Preußen voll und ganz ſich dem Studium der Brandenburgeriſchen Geſchichte zu widmen, in der großen Vergangenheit ihre Muſter für ihre Stellung zu ſuchen, ſich als patriotiſchſte Bürgerin des neuen Heimatlandes zu zeigen, — und doch niemals den umfaſſenden Blick von Deutſchland abzuwenden!

Wer nach Beweiſen ſucht für das innerlich vorgezeichnete Aufgehen Deutſchlands in Preußen findet manchen vortrefflichen Geſichtspunkt in den eigenen Worten der Königin Luiſe, geſprochen zu einer Zeit, wo dergleichen Ideen dem blöden Verſtande der Kabinetsweiſheit pure Schwärmerei dünkten. So wird uns die große Frau zu einem jener wahrhaft bahnbrechenden Geiſter, die ihrem Volke und ihrer Zeit vorausſchreitend

klar die Ziele bezeichneten, an deren Erreichung erst eine späte Zukunft sich erfreut.

Welch ein Unterschied zwischen ihrer felsenfesten Zuversicht auf das Gelingen der guten Sache in ihren Worten: „Durch Beharrlichkeit werden wir siegen!“ — „Das Reich eines Napoleon kann nicht bestehen,“ — und den verzagten, ja geradezu unwürdigen Worten des durch eine huldvolle Audienz von dem Eroberer gewonnenen Göthe: „Schüttelt nur eure Ketten, ihr werdet sie nicht zerbrechen, sondern nur tiefer euch ins Fleisch hineinziehen. Der Mann ist euch zu groß!“ — Worte, die der Königin unbegreiflich erscheinen mußten.

Wenn man bei Luise Aeußerungen hört wie: „Ich liebe Ideale und lebe gern in Idealen. Man schafft sich da eine Welt, wie man sie gern hätte, aber es sind Träumereien und wenn man erwacht, ist Alles ganz anders. Und doch will und begehrt unser sittliches Gefühl und Gewissen das Vollkommene und ganz Reine“ u. s. w. — merkt man da nicht deutlich den Einfluß der ihr namentlich durch Schiller vermittelten Grundsätze des damaligen Idealismus, welcher die Seele ihres Lieblingsdichters so ganz erfüllte? An dem ewig unerschöpflichen Jungbrunnen deutscher Poesie hatte die Königin ihre geistige Nahrung gesucht in den Zeiten des Glückes, an ihm sollte sie auch ihre Stärkung und ihren Trost finden, als sich die Sonne über dem Preußenlande zu verfinstern drohte.

Ja, in der Schule ihrer deutschen Dichter, der Sängers „ihres vielgeliebten Germaniens“, war sie an Grundsätze gewöhnt worden, wie sie sie durch ein leidenvolles, erhabenes Leben bewährt hat. In allen ihren Briefen hört man den Ton leise, aber vernehmlich durchheben, der in der „Jungfrau von Orleans“, im „Tell“, im „Egmont“ und im „Göz von Berlichingen“ an-

klingt; es ist ein starker Brustton der unerschütterlichen Ueberzeugung, daß das Edle wohl zu Zeiten dem Widerfacher unterliegen kann, aber nur um sich mit neuer Kraft wieder emporzurichten.

Darum können und müssen wir ohne Vorwurf, — der ja auch nur die Leiter ihrer Jugenderziehung treffen würde — über das wesentlich Französische ihres ersten Unterrichts hinweggehen, zumal die Königin das gutgemacht, was man an der Prinzessin versäumt hatte. Es gehörte ja damals nicht allein an Fürstenthöfen, sondern auch in den besseren Ständen Deutschlands zum unvermeidlich guten Ton, die Töchter nicht in der Sprache des Landes, sondern in der wie alles Fremdländische für etwas Besseres gehaltenen französischen Sprache zu erziehen, mit der sich die Gedankenleere bekanntlich am glänzendsten übertünchen läßt. Außerte sich doch die Begeisterung der guten Berlinerinnen für ihr geliebtes Königspaar in gestickten Bändern, auf denen die französischen Worte prangten: „Vive le roi! Vive la reine!“ Ein Tadel wegen des französischen Charakters von Luise's Jugenderziehung darf übrigens um so weniger laut werden, als ja noch heute ganz über Bedürfniß hinaus deutsche Mädchen dazu angehalten werden, mindestens ebenso korrekt französisch zu schreiben wie deutsch.

Die Königin Luise hat sich oft genug über das Verkehrte dieser Methode ausgesprochen und den, wie sie es nannte, „Mangel ihrer deutschen Bildung“ beklagt. Darum hat sie sich wenigstens bestrebt, den Fehler, der an ihr begangen worden, nicht wieder an ihren eigenen Kindern zu wiederholen. Sie hat sie in guter deutscher Sitte auferzogen, und wenn die Mutter zu ihnen sprach, so geschah das in der trauten Muttersprache. Höchst bemerkenswerth ist der leider von der Königin

nicht mehr zur Ausführung gebrachte Gedanke, weil ihn der Tod verhinderte, — ihre Söhne nach acht bürgerlicher Weise mit Altersgenossen zusammen in einer Art von Privatgymnasium unterrichten zu lassen. Daß die heutige Kronprinzliche Familie noch einen Schritt weiter geht als die Großmutter und die Söhne einer öffentlichen Landesschule zur Erziehung anvertraut, ist ja bekannt.

Was jenen „Mangel deutscher Bildung“ betrifft, so müssen wir der bescheidenen Frau widersprechen, die wie in Allem so auch hier an sich die höchsten Ansprüche stellte. Ihre Bildung, wie sie sich in allen schriftlichen Denkmälern zeigt, die wir von ihr noch besitzen, war keineswegs eine französische; ihre Sprache steht durchaus auf der Höhe der Zeit, ja ist eine mustergültig reine. Der Stil der Briefe Luizens kann getrost als klassisches Vorbild hingestellt werden. Er besitzt eine Grazie des Ausdrucks, einen trotz der prosaischen Form so wohlthuenden Rhythmus, wie er nur gut durchgebildeten Geistern und warmfühlenden Herzen eigen ist. Ihr Stil ist anmuthig, belebt, witzig, launig, — und dann auch wieder zur tragischsten Empfindung sich aufschwingend.

Die Briefe der Königin Luise an ihren Vater gehören zu dem Besten, was die Literatur jener Tage hervorgebracht hat; diese Wehelaute einer großen Tochter an ihren sie beklagenden väterlichen Freund und Berather sind neben ihrer inhaltlichen Bedeutung auch von ganz unschätzbarem künstlerischem Werthe. Welche Schärfe des Ausdrucks, wenn sie von der Stimmung im Volke, von der durch die strengste Ehre gebotenen Handlungsweise ihres königlichen Gemahls spricht; wie schneidig die Sprache, so oft sie auf das dem Vaterlande von seinen Unterdrückern angethane Leid zu reden kommt! Treffliche Wortbilder

am rechten Plaze wirken oft geradezu überraschend, so z. B. wenn sie von der Aufnahme eines preußischen prinzlichen Gesandten, der Napoleon um Schonung für Preußen anflehen wollte, lebendig schildernd sagt: „Napoleon hat ihn aufgenommen wie ein Krümchen Brot.“

Sogar manches geflügelte Wort stammt von der Königin; wir erinnern nur an ihre schmerzlich bewegte Entschlossenheit, die ihr vor der verhängnißvollen Unterredung mit dem französischen Machthaber in Tilsit das Wort auf die Lippen legte: „Ich will zu dieser Unterredung gehen, wenn ich damit auch nur ein Dorf der Monarchie erhalten kann,“ — Fürst Bismarck hat gelegentlich sich eines ganz ähnlichen Ausdrucks im deutschen Reichstage bedient. Luise hat auch zuerst das tiefempfundene Wort vom „politischen Glaubensbekenntniß“ ausgesprochen: für sie war die Politik eben eine Glaubenssache, nicht bloß ein von Berufsmenschen erlerntes Handwerk.

Wenn man sich recht schlagend von der sittlichen Höhe und der vollendeten Form, in der ihre Briefe gehalten sind, überzeugen will, so braucht man nur einmal die in dem übermüthigsten Tone des siegenden Korporals geschriebenen Bulletin Napoleons dagegen zu halten. Da springt sofort der ungeheure Unterschied zwischen diesen beiden Naturen in die Augen, zwischen der auch im größten Leide noch dem Ueberwinder, der erbarmungslos seinen Fuß auf das bezwungene Land setzt, sittlich überlegenen Königin — und der „Geißel Gottes, die, wenn verbraucht, ins Feuer geworfen wird.“

Ein wohlthätiges Gegengewicht gegen ihre französische Erziehung bildete für Luise zum nicht geringen Theile die fleißige Lektüre der Bibel in Luthers Verdeutschung, die ihr von Jugend an eine treue Freundin und Trostspenderin blieb. Jeder Stimmung

weiß die Königin ein in die Seele zündend schlagendes Wort der Heiligen Schrift anzupassen. Auf den Tod krank, stöhnt sie bei der Flucht vor dem sich Königsberg nahenden Napoleon die Worte des Königlichen Sängers: „Ich will lieber in Gottes Hände fallen, als in die Hand dieses Menschen!“ So ist es eine zarte Aufmerksamkeit ihres pietätvollen, überlebenden Gemahls gewesen, noch Luise's Leichenstein die frommen Worte sprechen zu lassen: „Wie der Herr es gewollt, also ist es ist geschehen.“

Königin Luise fand besser und beruhigender das richtige Gleichgewicht zwischen griechischer Schönheit, deutscher Innigkeit und dem Christenthum der Bibel, als viele glänzendere Geister ihres Zeitalters; ihr hohes Ziel war ein würdigeres, als sich von den widerstreitenden Ideen der skeptischen Philosophie des 17. und 18. Jahrhunderts irre machen zu lassen.

Die geistige Bewegung, welche von der Mitte des vorigen Jahrhunderts ihren Ausgang nahm und durch die Deutschland sich in gewaltigem Ringen von den romanischen Einflüssen auf deutsche Kunst und Sprache frei zu machen suchte, fand in Luise's Herzen einen mächtigen Wiederhall. Mag sie auch so viel französisch gesprochen haben, wie ihr dies die Verhältnisse aufzwingen; mag sie nach den Gewohnheiten ihrer Jugenderziehung sich manchmal im schriftlichen Ausdruck überflüssig der fremden Sprache bedienen haben, — ihr aus dem tiefsten Innern kommender Widerwille gegen das „Frankenthum“ sichert ihr für immer den Beinamen der Deutschen Königin. Es war nicht der blinde Nationalhaß gegen unsere linksrheinischen Nachbarn, der aus jenem Widerwillen sprach, — ein solcher Nationalhaß ist sogar etwas sehr Undeutsches — aber es war ein entschiedenes Abwenden der reinen Seele von den geistigen wie materiellen

Gewaltthaten und Sünden einer mit Unrecht verhätschelten, kindisch eiteln Nation.

Von der frühesten Jugend an hatte die deutsche Bildung bei ihr, trotz französischer Erzieherinnen, Eingang gefunden. Kurz nach ihrer Rückkehr von dem Ausfluge nach Straßburg und an die Niederländische Meeresküste las Luise mit einem durch die Anschauung der Dertlichkeit gereiften Verständniß Schillers „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande.“ Das warme Herz des Dichters, welches aus diesem Buche spricht, seine Theilnahme an der Erhebung eines unterjochten Volkes mußten ihr denselben im schönsten Lichte erscheinen lassen. Durch die Bekanntschaft mit Schillers „dreißigjährigem Kriege“, den sie in Königsberg wiederholt las, mit einer deutschen Uebersetzung von Gibbon's römischer Imperatorengegeschichte und namentlich durch die Kenntniß der Vergangenheit des Hauses Hohenzollern ging ihr das geschichtliche Verständniß für die Bewegungen ihrer Zeit heller auf als den Meisten ihrer Umgebung, die vor allem Geschichtsstudium einen düffelhaften Horreur hatten.

Auch die römischen und griechischen Klassiker (natürlich in Wielands und Voß' Uebersetzungen), selbst Shakespeares Größe fanden in der Königin eine willige Bewunderin, wengleich sie stets ihre Seele in das reine Bad vaterländischer Dichtung zurücktauchte.

Hatte ihr doch ein deutscher Dichter, Jean Paul, den ersten Gruß am Morgen ihres Lebens zugesungen. In der bekannten Widmung seines „Titan“ „An die vier schönen und edeln Schwestern auf dem Thron“ stehen die Worte: „Afrodite, Aglaja, Euphrosyne und Thalia sahen einst in das irdische Hellsdunkel hernieder, und müde des

ewig heitern aber kalten Olympus sehnten sie sich herein unter die Wolken unserer Erde, wo die Seele mehr liebt, weil sie mehr leidet, und wo sie trüber aber wärmer ist. Sie hörten die heiligen Töne heraufsteigen, mit welchen Polyhymnia unsichtbar die bange Erde durchwandelt, um uns zu erquickern und zu erheben. Und sie trauerten, daß ihr Thron so weit abstehe von den Seufzern der Hilfslosen. Da beschloßen sie, den Erden= schleier zu nehmen und sich einzukleiden in unsere Gestalt. Aber als sie die ersten Blumen der Erde berührten und nur Strahlen und keine Schatten warfen, so hob die ernste Königin der Götter und Menschen, das Schicksal, den ewigen Szepter auf und sagte: „Das Unsterbliche wird sterblich auf der Erde und jeder Geist wird ein Mensch.“ Da wurden sie Menschen und Schwestern und nannten sich Luise, Charlotte, Therese, Friedrike.“

Und derselbe Dichter sang ihr auch als Todtenopfer ein Abschiedslied ins Jenseits nach in seinen „schmerzlichen Trosterinnerungen an den 19. Julius 1810“ (Todesstag der Königin): „Ehe sie geboren wurde, trat ihr Genius vor das Schicksal und sprach: Ich habe vielerlei Kränze für das Kind, den Blumenkranz der Schönheit, den Myrthenkranz der Ehe, die Krone eines Königs, den Lorber= und Eichen= kranz deutscher Vaterlandsliebe, auch eine Dornen= krone, — welchen von allen darf ich ihm geben? — „Gieb sie ihm alle Deine Kränze und Kronen“, sagte das Schicksal, „aber es bleibt noch ein Kranz zurück, der alle übrigen be= lohnt.“ — Am Tage, wo der Todtenkranz auf dem erhabenen Haupte lag, erschien der Genius wieder und nur seine Thränen fragten. Da antwortete eine Stimme: „Blick' auf!“ — und der Gott der Christen erschien.“

Der Dichter, der gleichermaßen ihren Eingang und Aus=

gang besungen, hat ihr auch im Leben sehr nahe gestanden. Jean Paul war ja der erklärte Lieblingschriftsteller edler Frauen; er besaß selbst ein mehr weibliches Gemüth und zu ihm fühlte sich Königin Luise, namentlich in glücklichen Zeiten, wohl noch mehr hingezogen als zu den kräftigeren Erscheinungen eines Göthe und eines Schiller. Sie liebte solche Seelen, „in deren Augen noch eine schöne Thräne glänzen konnte.“ In warmer Rück Erinnerung an die glücklichen Tage von Hildburghausen, wo Jean Paul ein täglicher Gast in der herzoglichen Familie gewesen, nahm Luise den lebhaftesten Antheil auch an seinem persönlichen Geschick, beschenkte ihn aufs reichlichste zu seiner Hochzeit, und Jean Paul schrieb um jene Zeit an einen Freund, daß die Königin es gewesen, die ihm sogar sein Silberzeug und den ersten Hausrath in die neue Wirthschaft mitgegeben.

Auch an Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ hat sie sich gewagt, seine Werke lagen oft genug in ihrem Reisewagen neben ihr. Sie scheint ihre Prosa an Herders durchsichtigem Stil gebildet zu haben, übertrifft ihn aber vielfach an Kraft und Prägnanz des Ausdrucks.

Wie werth ihr Schillers Dramen, der ein Jahr vor dem Anfang des Unglücks für Deutschland gestorben, gerade in den schwersten Zeiten geworden, wie sie sich an seinen letzten Meisterwerken, in denen das Feuer der Begeisterung für eine große Volkessache am reinsten lodert, in den Tagen von Königsberg und Memel innerlich erhoben hat, davon zeugen die Worte, welche sie in einem Briefe bei der Nachricht von Volkserhebungen in der Pyrenäenhalbinsel und in Tyrol schrieb:

„Der König hat befohlen, daß in den Kirchen Gedächtnistafeln der um das Vaterland verdienten Krieger aufgestellt werden, zur Ehre der Todten, zur Auszeichnung der Ueber-

lebenden und zur Racheiferung der Andern. Das ist ein Funken mehr, aus dem vielleicht doch noch die Flamme Gottes schlagen kann, welche die Geißel der Völker verzehrt! Hat es denn nicht wie in Spanien auch in Tyrol schon gezündet? — „Auf den Bergen ist die Freiheit!“ *) Klingt diese Stelle, die ich jetzt erst verstehe, nicht wie eine Prophezeiung, wenn wir auf das Hochgebirge blicken, das sich auf den Ruf seines Hofs erhoben hat? Welch ein Mann, dieser Andreas Hofer! Ein Bauer wird ein Feldherr und was für Einer! Seine Waffe — Gebet, sein Bundesgenosse — Gott! Er kämpft mit gefalteten Händen, kämpft mit gebeugten Knien und schlägt wie mit dem Flammenschwerte des Cherubs! Und dieses treue Schweizervolk, das meine Seele schon aus Pestalozzi angeheimelt hat. Ein Kind an Gemüth kämpft es wie Titanen mit Felsstücken, die es von seinen Bergen niederrollt. Ganz wie in Spanien. Gott, wenn die Zeit der Jungfrau wiederkäme und wenn der Feind, der böse Feind, doch endlich überwunden würde, überwunden durch die nämliche Gewalt, durch die einst die Franken, das Mädchen von Orleans an der Spitze, ihren Erbfeind aus dem Lande schlugen!“

Besonders der Aufstand der Tyroler für ihren rechtmäßigen Herrscher und ihre Freiheit, so alt wie ihre Berge, war ein freundlicher Lichtblick in der finstern Nacht des Verraths, der von allen Seiten die Königin umlauerte. Darin erkannte sie das Walten der unerlöschlichen Macht des Volksgeistes, wie er sich nach langem Niederhalten und harter Knechtschaft am reinsten aus dem deutschen Gemüth heraus entwickelte. Was war

*) Schiller, Braut von Messina.

es gewesen, was Preußen seinem Untergange so nahe gebracht? Was anders als das systematische Unterdrücken jeder freieren Regung des Volkes, das hergebrachte Quälten eines Söldnerheeres mit militärischer Dressur nach Sklavenweise. Luise hat es leider nicht erlebt, wie das Preußische Volk, ein vieltausendfacher Hofser, sich erhob, um seine alten Rechte vom hohen Himmel einem Napoleon zum Trotz herunterzuholen; aber schon bei der Tyroler Bewegung, die so Großes ahnen ließ, schlug ihr Herz hoch auf, als Körner von Hofser sang:

„Treu hingst Du Deinem alten Fürsten an,
Treu wolltest Du Dein altes Gut verfechten,
Der Freiheit ihren ew'gen Bund zu flechten,
Betrast Du kühn die große Helbenbahn!“

In Luizens Seele fanden die zur Vaterlandsliebe begeisterten Worte, wie sie aus den letzten Dramen Schillers ihr entgegentönten, ein hell wiederklingendes Echo. Mehrfache Stellen ihrer in jener Zeit geschriebenen Briefe sind nichts als eine Variation der Verse des Telldichters: „Nach Deine Rechnung mit dem Himmel, Vogt, — Fort mußst Du, Deine Uhr ist abgelaufen!“ *) und „Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern, In keiner Noth uns trennen und Gefahr!“

In der oben angeführten Stelle des Schreibens der Königin Luise heißt es bezeichnend weiter: „Ach, auch in meinem Schiller hab' ich wieder und wieder gelesen! Warum ließ er sich nicht nach Berlin bewegen? Warum mußte er sterben? Ob der Dichter des „Tell“ auch verblendet worden wie der Geschichtschreiber der Eidgenossen? Nein! nein! Lesen Sie nur die Stelle: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr

*) In Blüchers Umschreibung: „Der Kerl muß herunter von seinem Thron, herunter muß der Bonaparte, sage ich!“

Alles freudig setzt an ihre Ehre!“ — Kann diese Stelle trügen? Und ich kann noch fragen, warum er sterben mußte? Wen Gott lieb hat in dieser Zeit, den nimmt er zu sich!“

Schiller hatte sich im Jahre 1804 nach einem sechszehntägigen Aufenthalt in der Hauptstadt Preußens aus hier nicht näher zu erörternden Gründen nicht bewegen lassen, dem ehrenvollen und vortheilhaften Rufe der Königin nach Berlin dauernd Folge zu leisten. Luise wurde aber durch diese auf den edelsten Motiven beruhende Weigerung keineswegs irre an ihrem geliebten Dichter, der ja mit jenen Worten aus der „Jungfrau von Orleans“ eine verwandte Saite in dem Herzen der über die Ehre des Vaterlandes eifersüchtig wachenden hohen Frau lange nachklingend angeschlagen hatte.

Der „Geschichtschreiber der Eidgenossen“ aber, von dem Luise in schwer verhaltener Bitterkeit in dem obigen Briefe spricht und den sie in den deutlichsten Gegensatz zu dem deutschgeliebten Dichter des Tell stellt, ist jener Johannes von Müller, der bei Beginn des Krieges zu den wüthendsten Teutomanen gehörte, sich alle erdenkliche Mühe gab, die Königin für den Krieg mit Napoleon zu stimmen, — und der dann beim ersten rauhen Wehen der kriegerischen Ereignisse die Würde des deutschen Mannes, das Vertrauen seiner Königin und die Ehre des Historikers so schmählich mit Füßen trat. Der, nicht ungleich den feigen Festungskommandanten, vor dem erlogenen Lächeln und der ihn berücksichtigenden Liebenswürdigeitsmaske Napoleons kapitulierte und zu einem entschiedenen Bonapartisten, ja zu der Kreatur eines Jérôme wurde.

Nachdem dieser „Deutsche Tacitus“ mit ächt akademischem Wortschwall Napoleons gespottet, „des kleinen Menschen“, der

nur durch Raub an Andern groß geworden sei, bei der Königin Luise nicht dringend genug für den Krieg gegen den „Tyrannen“ hatte plädiren können, — schrieb er im November des Jahres 1806 nach den Schlachten von Jena und Auerstädt, wie es doch „für die Welt das höchste Glück sei, daß der Sieg Napoleon und einer Nation gegeben ward, welche milde Sitten (siehe Duc d'Enghien, Palm!) und für Wissenschaften, mehr als andere, Empfänglichkeit und Schätzung hat.“ Dieser Historiker, gleich groß an Talent wie an Charakterschwäche, der die Freiheitskriege seines Volkes so schön zu schildern wußte, der dann vom Könige Friedrich Wilhelm III. zum Historiographen Preußens ernannt war, schrieb die unendlich schimpflichen Worte: „Ich bin über die Preussische Monarchie zu meiner Tagesordnung übergegangen. Man muß sich jetzt umdenken.“ — Das deutsche Volk hat es ihm nicht vergessen, daß er trotz der bittenden Worte der Königin Luise, Preußen doch nicht in seiner größten Noth im Stich zu lassen, einer der Wenigen gewesen, in denen sie sich nach lange gehegtem, durch persönlichen Umgang gewonnenem Vertrauen getäuscht sah. Das erdrückende Gefühl der eigenen Schande hat ihm sein frühes Grab gegraben.

Daß Königin Luise auch in Göthes Werken getreues Geleit fürs Leben fand, ist begreiflich; hatte sie doch als Kind schon einen Einblick gethan in das Haus, wo seine Wiege gestanden, hatte sie doch seiner Mutter in die Augen gesehen und an ihr sich für den großen Sohn begeistert. Auf der Flucht aus Berlin nach Königsberg schrieb sie in dem kleinen preussischen Städtchen Ortelsburg in ihr Tagebuch die vielzitierten Worte, die Göthe im Wilhelm Meister aus der schmerzbeladensten Brust dieser Dichtung hervorquellen läßt:

„Wer nie sein Brot mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!“

Dieser Worte hat sich die sagenbildende Kraft des Volksgeistes bemächtigt: die getreuen Unterthanen erzählten sich, daß die Königin jene Verse mit einem Diamant in die Fensterscheiben eines ärmlichen Bauernhauses geschrieben habe. Wir begreifen nicht, wie sich die Biographen Luizens gegen dergleichen tiefpoetische Wandlungen im Munde des Volkes ereifern können, so sehr sie auch im Widerspruch mit der kaum minder schönen Wahrheit stehen mögen. Es waren diamantharte Zeiten, in denen jene Worte sich den Lippen und den bebenden Fingern einer Königin entzogen, wohl werth, mit Diamantenschrift auf das trübste Blatt von Luizens Geschichte geschrieben zu werden.

So sehen wir, wie die deutsche Königin als theuerste Heiligthümer neben der Bibel auch die größten Geister des Volkes, Schiller und Goethe, zu ihren Tröstern erkor und wie sie so in einem herrlichen Gegensatze steht zu den deutschen Fürstinnen, die, wie die Witwe Friedrichs des Großen, in der Uebersetzung deutscher Werke ins Französische ihre geistige Erbauung fanden. Nur eine ihrer Vorgängerinnen auf dem Hohenzollernthrone kann in der Vorliebe für deutsche Dichtung mit ihr verglichen werden, die fromme Luise von Dranien, der ein Gott sogar der Lieder süßen Mund verliehen, die Dichterin von „Jesus, meine Zuversicht.“

Luise konnte „ihrem Schiller“ leider nicht mehr seine Wohlthaten, wie sie es nannte, vergelten; aber Goethe und damit die ganze deutsche Literatur, deren anerkannter Fürst er war,

ehrte sie mit dem königlichen Geschenk eines Hals Schmuckes für die Frau Kath. Mit solchem Geschenk aus der Hand der edelsten Königin durfte Goethes Mutter majestätisch einer Staël entgegentreten, wie sie es gethan mit den olympischen Worten: „Je suis la mère de Goethe.“

Wo nur immer Königin Luise den Herzschlag deutschen Lebens, den Geist deutscher Kunst ahnte, da war ihre Hand allzeit zum Geben geöffnet. So hat sie den jungen Rauch reichlich in seinen Studien unterstützt, — und der deutsche Phidias hat es seiner hohen Gönnerin beredt gedankt in dem lebenden Marmorbilde von der todtten Königin. Auch den Schauspielersstand, unter dem ein großes Herz treu an ihr gehangen und den feindlichen Bajonetten trotzend vor versammeltem Volke am Geburtstage der Königin laut von ihr gezeugt hatte, mußte sie in dem mannhafsten Jffland zu ehren, unbekümmert darum, daß er der erste „Komödiant“ war, dem sie des Königs Orden verschaffte.

Und wie Luise an keiner der dichterischen Größen ihres Lebens achtlos vorüberging, wie sie selbst den bescheidenen Volksdichter Hiller im Beisein ihres Gemahls in huldvoller Audienz empfing und sich für seine kleinen Geschicke interessirte, — so hat ihr auch die deutsche Literatur reichlich vergolten, was die königliche Beschützerin an ihr gewirkt. Keiner der zu ihren Zeiten blühenden Dichter hat es vergessen, ihr ein immergrünes Lorbeerblatt zu pflücken, und keiner der sie überlebenden ist an ihrem frühen Grabe ohne eine tiefbewegte, poetische Huldigung vorübergegangen.

Namentlich waren es die heranwachsenden Jünger der Kunst, die vielleicht erst durch das hehre Walten Luizens den zündenden Funken der Begeisterung, die Weihe zum Sänger fürs Vaterland im

mersten Herzen empfangen. Sie hatte die Blut genährt, bei deren Schein ein Körner sang: „Frisch auf, mein Volk, die Lammenszeichen rauchen!“ — „Ihr Säng' er vor und schützt es deutsche Wort!“

Wer nennt sie alle, die jungen Tyrtäen der deutschen Beieungsschlachten, die, wenn das Vaterland rief, auch des eigenen Lebens nicht schonten und die schon am Sarge Luise's den Schwur gethan, die Hohe würdig zu rächen. Die Dichter wie Meißt, Körner, Schenkendorf, Rückert, Fouqué waren es, die dem Volke sangen, wie Luise als Schutzgeist Preußens am Throne des Richters über die Weltgeschichte für ihr Vaterland flehte. Und diese begeisterten und begeisternden Lieder von der Königin haben in wenigen Jahren ihre herrliche Frucht gezeitigt; von ihren Klängen berauscht, hat so manches alte und junge Männerherz sich angelobt, nicht eher zu ruhen und zu rasten, als bis das Wort ausgetilgt sei:

„Deutsches Volk, du herrlichstes von allen,
Deine Eichen stehn, du bist gefallen!“

Wie ein Schwanengesang des unglücklichen Heinrich von Meißt, der es nicht ertrug die Schmach des Vaterlandes zu erleben, klingt sein herrliches Lied:

An die Königin von Preußen.

„Erwäg' ich, wie in jenen Schreckenstagen
Still Deine Brust verschlossen, was sie litt,
Wie Du das Unglück, mit der Grazie tritt,
Auf jungen Schultern edel hast getragen,

Wie von des Kriegs zerrissnem Schlachtenwagen
Selbst oft die Schaar der Männer zu Dir schritt,
Wie trotz der Wunde, die Dein Herz durchschnitt,
Du stets der Hoffnung Fah'n' uns vorgetragen :

O Herrscherin, die Zeit dann möcht' ich segnen!
Wir sahn Dich Anmuth endlos niederregnen,
Wie groß Du warst, das ahneten wir nicht!

Dein Haupt scheint wie von Strahlen mir umschimmert;
Du bist der Stern, der voller Pracht erst flimmert,
Wenn er durch finstre Wetterwolken bricht!“

Wessen Herz hätte damals nicht höher geschlagen bei dem innigen Gebet Theodor Körners an Luise, die Schutzheilige des deutschen Volkes, — einer der schönsten Zierden seiner Liedersammlung „Leyer und Schwert“, wo er an sie, die über den Wolken auf ihr treues Volk herabschaut, die Worte richtet:

„Du Heilige! hör' Deiner Kinder Flehen,
Es bringe mächtig auf zu Deinem Licht.
Kannst wieder freundlich auf uns niedersehen,
Verkürter Engel! Länger weine nicht!
Denn Preußens Adler soll zum Kampfe wehen.
Es drängt Dein Volk sich jubelnd zu der Pflicht,
Und Jeder wählt, und Keinen siehst Du beben,
Den freien Tod für ein bezwungnes Leben.

Wir lagen noch in feige Schmach gebettet,
Da rief nach Dir Dein besseres Geschick.
An die unwürd'ge Zeit warst Du gekettet,
Zur Rache mahnte Dein gebrochener Blick.
So hast Du uns den Deutschen Muth gerettet. —
Setz sieh auf uns, sieh auf Dein Volk zurück,
Wie alle Herzen treu und muthig brennen!
Nun woll' uns auch die Deinen wieder nennen.

Und wie einst, alle Kräfte zu beleben,
Ein Heil'genbild, für den gerechten Krieg
Dem Heeresbanner schützend zugegeben,
Als Drifflamme in die Lüfte stieg:

So soll Dein Bild auf unsern Fahnen schweben
Und soll uns leuchten durch die Nacht zum Sieg.
Luise sei der Schutzgeist Deutscher Sache,
Luise sei das Lösungswort zur Rache!“

Da ist das rechte Wort getroffen, — „der Schutzgeist deutscher Sache!“ Was jeder im Volke fühlte, dem gab der Dichter den schlagenden Ausdruck. So zeigte er auch in dem poetischen „Aufruf an das Volk“, einem würdigen Seitenstück zu dem Rufe des Königs aus den Breslauer Märztagen des glorreichen Jahres 1813, dem Heere seine überirdischen Schützer:

„Die Märtyrer der heiligen Deutschen Sache,
O ruft sie an als Genien der Rache,
Als gute Engel des gerechten Kriegs!
Luise, schwebe segnend um den Gatten,
Geist unsers Ferdinand, voran dem Zug!
Und all' ihr deutschen freien Helden Schatten,
Mit uns, mit uns und unsrer Fahnen Flug!

Was sie im Leben nicht vermocht, sie, die hilflose Frau, ihr Volk zur einmüthigen Gegenwehr zu sammeln, das wirkte sie um so herrlicher im Tode. Das waren die größten Feinde Napoleons, diese von dem Gedanken an das Leiden einer deutschen Fürstin entflammten Dichterherzen, — größere Feinde vielleicht noch als der „nommé Stein“, den er durch seine Proscription für alle Zeiten so hoch geehrt hat.

Darin liegt das unschätzbare Verdienst der Königin, daß sie erst in sich und dadurch in Anderen bis in die weitesten Kreise hinaus das deutsche Gefühl wach gerufen, daß sie in einer Zeit, wo Napoleon im Hinblick auf die Rheinbundvasallen nicht ganz mit Unrecht sagen konnte: „Es gibt kein Deutschland mehr“, — ein heiligeres, stilles Deutschland wie eine „unsichtbare Kirche“ aufgerichtet hat. Alle sie adelnden Tugenden, die sie als

Königin und Mutter, als Gemahlin und Freundin herrlich bewiesen, würden nicht so nachhaltig in der Erinnerung des Volksherzens fortleben, würden Luise nicht mit der unvergänglichen Strahlenkrone des Ruhms noch heute nach hundert Jahren schmücken, wenn Deutschland in ihr nicht auch zugleich die Verkörperung seiner heiligsten Hoffnungen und Wünsche, ja der in unsern Tagen so großartig eingetroffenen Erfüllung erblickte. Ein König hat von ihr gesagt, sie sei die Fürstin der Fürstinnen gewesen; das deutsche Volk mit seinen Dichtern rühmt von ihr im sicherern Gefühl: „Sie war die Deutsche der Deutschen Frauen!“



VI.

Preußen und Frankreich.

„Auch aus entwölfter Höhe
Kann der zündende Donner schlagen,
Darum in deinen frühlichen Tagen
Fürchte des Unglücks tödtliche Nähe!“

Während man sich am preussischen Hofe trotz der im Westen allmählich immer bedrohlicher aufziehenden Wetterwolken in einer fast idyllischen Ruhe nicht stören ließ und ängstlich Alles vermied, was dazu angethan sein konnte, den Staat in die allgemeine Umwälzung mitzuverwickeln, war Napoleon einzig darauf bedacht, wie er dieses Preußen, das einzige Land, welches ihm bis dahin vorsichtig aus dem Wege zu gehen verstanden hatte, seine Hand fühlen lassen könnte. Und gerade das Land, in welchem die Wiege der Königin Luise gestanden, Hannover sollte den Anlaß zu dem kriegerischen Zusammenstoß Preußens mit Frankreich bilden.

Napoleon wußte nur zu gut, wie jämmerlich die Zustände des noch immer so genannten „heiligen römisch-deutschen Reiches“ vornehmlich in der letzten Zeit geworden, wie es weder heilig, noch römisch, noch ein Reich mehr war. Er brauchte nur kühn zuzugreifen, um dem gräulichen Wirrwarr, der überall einge-

rissen, sich zu Nutzen zu machen. Daß Preußen jedoch ihm hierbei leicht gefährlich werden könnte, daß auch er an der Macht, die ein Friedrich der Große geschaffen, abprallen möchte, leuchtete ihm ein. Darum war seine Intriguenpolitik darauf gerichtet, Preußen in eine schiefe Stellung zu dem westlichen Deutschland zu bringen, sich dadurch der Mithülfe des letzteren gegen seinen einzig für gefährlich gehaltenen Feind zu versichern und dann vernichtend über denselben herzufallen. Hätte er aber ahnen können, wie selbst Preußen in seinem innersten Kern durch den langen Zustand der Erschlaffung und Versumpfung erschüttert war, hätte er gewußt, daß im Herzen der Hauptstadt des gefürchteten Feindes Landesverrath und Erbärmlichkeit jeder Art ihm beim ersten Angriff so in die Hände arbeiten würde, wie das später geschah, — Preußens Schicksal wäre dann sicher schon früher besiegelt gewesen.

Der größte Fehler, den Preußen dem ränkevollen Verfahren Napoleons gegenüber begehen konnte, bestand darin, nicht selbst den Anfang des Losschlagens zu bestimmen, die vielleicht noch günstige Gelegenheit zu einem erfolgreichen Vorgehen zu ver säumen und es so durch eigene Schuld dahin kommen zu lassen, daß Napoleon ihm 20 Meilen von der Hauptstadt den Krieg zu einer Zeit anbot, wo Niemand auf denselben genügend vor bereitet war.

Und hätte auch die Kabinettspolitik seiner Rätthe den König Friedrich Wilhelm III. gehindert, klar zu sehen in den Folgen des gefährlichen Spiels mit dem Frieden, welches Preußen mitten unter den europäischen Wirren fortführen zu können glaubte, so hätten ihn doch die Schlag auf Schlag folgenden schamlosen Gewaltthaten Napoleons, gegen deutschen Boden und deutsche Bürger verübt, von der fürchterlichen Wahrheit über-

zeugen müssen, daß jetzt der Augenblick des „omnis in ferro salus“ gekommen sei.

Den Anfang mit seinen Versuchen, wie weit wohl die deutsche Geduld gehe, machte Napoleon mit dem Morde des Duc d'Engbien, den er gegen alles Völkerrecht im Jahre 1804 von dem neutralen badischen Boden fortschleppen ließ. Hatte auch Deutschland keine zwingende Veranlassung, sich für einen französischen Emigranten übermäßig anzustrengen, der Napoleons Unwillen erregt hatte, so gebot doch die Heilighaltung des Gastrechts und der Schutz vor solcher Rechtsverletzung des deutschen Territoriums die schleunigste bewaffnete Abwehr eines derartigen Bubenstücks. Aber keine Stimme in Deutschland wurde laut gegen dieses Attentat eines Mörders, der nach geschehener That noch den bitter schmerzenden Spott zu der Schmach fügte, indem er solcher deutschen Muthlosigkeit gegenüber prahlte: „Es ist ein Irrthum, an eine deutsche Nation zu glauben. Es sind das höchstens Klagen Weniger am Grabe eines Volkes, welches sich selbst überlebt hat.“

Vergebens hatte Napoleon versucht, Preußens König durch den lockend in Aussicht gestellten Besitz Hannovers in seine Netze zu ziehen und ihn auf die Weise mit dem ganzen übrigen Deutschland und mit England aufs unheilbarste zu entzweien. Preußen sollte mißbraucht werden zum ersten Beispiel des Bruches der Verfassung, des Auflehns gegen das reichsoberhauptliche Ansehen durch eigenmächtige, landfriedensbrüchige Besitzergreifungen. Der arge Versucher hatte sich aber in dem Charakter König Friedrich Wilhelms III. getäuscht, der genau so dachte wie seine Gemahlin Luise: „Von unsrer Seite wird nie etwas geschehen, was nicht mit der strengsten Ehre verträglich ist und was nicht mit dem Gan-

zen geht. Auf dem Wege des Rechts leben, sterben — und wenn es sein muß, Brot und Salz essen!“

Auch hier zeigte sich einmal wieder der gemeine Sinn Napoleons, der seine Machinationen nur auf die schlechtesten Leidenschaften seiner Feinde und der Menschen überhaupt basirte und dem daher der ehrenhafte Widerstand Friedrich Wilhelms III. keine Achtung abzwang, sondern die Politik des Hasses gegen Preußen nur noch mehr einschärfte.

Gerade damals bei einem so günstigen Anlaß, wo eine reiche, übrigens von Preußens Staatsmännern längst schon heiß ersehnte Beute zu gewinnen war, gab es vielleicht keinen Fürsten in ganz Europa, bei dem ein bürgerlich schlichtes Rechtsgefühl vor dem Wege zu dieser Beute so sittlich zurückschreckte wie bei Friedrich Wilhelm III. Wahrlich, das ehrenvolle Benehmen Preußens hätte ein besseres Schicksal verdient; erst spät hat sich das alte Wort „Recht muß doch Recht bleiben“ an dem tief gebeugten Staate bestätigt.

Der innere, unmerklich sich vollziehende Verfall Preußens hat freilich mehr zu dessen Zusammensturze beigetragen, als alle Ränke, wie sie Napoleon Jahre lang gesponnen. Und dazu kam nun noch jene unglückselige Friedensliebe zur unrechten Zeit und dem unrechten Feinde gegenüber. Prinz Louis Ferdinand, der seine Liebe zum Vaterlande mit seinem Blute besiegelte, hatte schon lange zuvor in wahren Seherthum ausgerufen: „Aus Liebe zum Frieden verdirbt Preußen es nach und nach mit allen Mächten.“ Dieser Warnruf war ungehört verhallt, die verrätherischen Rathgeber des Königs sorgten schon dafür, daß dergleichen „Extravaganzen“, wie sie es zu nennen beliebten, nicht an sein Ohr drangen.

Wie erfolgreich der Verrath an dem Sturze Preußens ge-

arbeitet, geht daraus hervor, daß wenige Tage, eigentlich nur zwei Schlachten an einem Tage, dazu genügten, um Napoleon den Weg in die Hauptstadt und bis an die fernste Ostgrenze der Monarchie unvertheidigt bloßzulegen. Nie ist ein Staat systematischer zu Grunde gerichtet worden, nie einer jäher von einer stolzen Höhe herabgestürzt.

Napoleon war durch den von Westdeutschland und auch von Preußen geduldig hingenommenen Schimpf der Verletzung badischen Gebietes zum Zwecke einer Mordthat nur bestärkt worden in der Sicherheit des Erfolges seiner Politik. Getreu seiner nationalen Devise:

„Dies ist Korsennatur: rachsüchtig den Feind zu verfolgen,
Rauben und lügen, zuletzt leugnen der Gottheit Gewalt“*)

ging er jetzt einen Schritt weiter in seinen Angriffen gegen das völkerrechtlich geheiligte Besitzthum neutraler Fürsten. Der vereinzelte Streifen der preussischen Monarchie mit der Hauptstadt Anspach im Fränkischen war ihm auf seinem Zuge nach Oesterreich hemmend im Wege, und statt um dasselbe herumzugehen, ließ er trotz des feierlichen Protestes der geringen preussischen Besatzung seine Armee „auf sein ausdrückliches Geheiß“ durch jenen Streifen Landes durchmarschiren. Das geschah am 3. October 1805.

Der Eindruck der Nachricht von diesem unerhörten Gewaltstreich mitten im Frieden auf den Berliner Hof war ein ungeheurer. Man wollte sofort mobil machen, und namentlich der König wie die Königin waren aufs Tiefste verletzt über diese ihnen und der Ehre des Landes direkt und absichtlich angethane

*) Seneca schreibt von dem Charakter der Bewohner Korsika's:

„Prima est uleisci lex; altera: vivere raptu;
Tertia: mentiri; quarta: negare deos!“

Beleidigung. Ein Augenzeuge, der Minister Lombard, wahrscheinlich schon um jene Zeit einer der geheimen Agenten Napoleons, berichtet: „Ich habe den König noch nie so erregt gesehen wie an jenem Tage“ — und der Kabinettsrath von Beyme will den König zornig haben ausrufen hören: „Ich will mit dem Menschen nichts mehr zu thun haben!“

Die Königin Luise, die schon über die Gewaltthat Napoleons gegen den Duc d'Enghien von dem heiligsten Unwillen erfüllt worden war, fühlte sich jetzt für immer abgestoßen durch diesen letzten Hohn gegen Preußen. In jenem Augenblicke, wo ganz Europa seine Augen auf ihr Land gerichtet hatte, von dessen Entschließung Napoleons Schicksal abhing, hat sie vielleicht zuerst klar den Gedanken in sich entwickelt, daß mit einem solchen Manne nur noch mit der Spitze des Schwertes zu verhandeln wäre. Damals war es, wo sich die innere Umwandlung der Königin Luise zu ihrer ganzen nachmaligen Haltung vollzog. Ihr, die sich niemals um Staatsangelegenheiten bekümmert zu haben schien, die wenigstens nie in dieselben hineingeredet hatte, konnte doch die allgemeine Lage Deutschlands dem vordringenden Napoleon gegenüber nicht entgehen, wenngleich sie sich über die Stärke Preußens, wie mit ihr alle Welt, täuschte. Aus ihrer Unterredung mit Genz aus dem Jahre 1806 geht hervor, daß sie, stets aus der Ferne beobachtend, sich ein Urtheil über die Situation Europa's zu verschaffen gesucht hatte und darin glücklicher gewesen war als die überschlauen Diplomaten. Genz bewunderte die politische Reise in den Anschauungen der Königin, die er keineswegs in ihr vermuthet hatte. Er schreibt hierüber in seinen Memoiren: „Ich erstaunte über die Genauigkeit, mit der sie jedes Ereigniß kannte, jedes Datum zitierte und selbst auf die unbedeutendsten Umstände aufmerksam machte.“

Von dem Tage der Anspacher Völkerrechtsverletzung stand der Entschluß der großen Königin fest, keinen Fußbreit von dem Wege der Ehre abzuweichen, den Ruhm eines Friedrichs des Großen nicht verdunkeln zu lassen durch einen abenteuernden Mörder, der längst bewiesen, daß seiner Habgier nichts heilig sei. Sie, das schwache Weib, die bis dahin vor dem Gedanken an einen Krieg Preußens und an die Gefahren, denen dadurch ihre Kinder ausgesetzt würden, erschreckt zurückgeschauert hatte, wußte jetzt auf einmal, wohin sie zu blicken habe, wenn sie Besserung des unerträglichen und schimpflichen Zustandes für Preußen herbeiführen wollte.

Zu all den nutzlosen diplomatischen Verhandlungen, die Herr von Haugwitz nach den Andeutungen der Kabinettsräthe führte, stehen im schroffsten Gegensatz die denkwürdigen Worte, welche Königin Luise zu ihrem ältesten Sohne, dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, an seinem zehnten Geburtstag sprach, als er in der zum ersten Male ihn schmückenden preußischen Uniform vor ihr stand, auf der Brust den Stern des Schwarzen Adlerordens, den jeder preußische Prinz an seinem zehnten Geburtstage erhält. Sie sprach: „Ich hoffe, mein Sohn, daß an dem Tage, wo Du Gebrauch machst von diesem Rocke, Dein einziger Gedanke der sein wird, Deine unglücklichen Brüder zu rächen,“ — Worte, die uns unwillkürlich gemahnen an die jener spartanischen Heldenmutter, welche ihre Söhne selbst zur Schlacht rüstete und bei der Nachricht von ihrem ehrenvollen Tode stolz ausrief: „Dazu hatte ich sie geboren, daß sie für ihr Vaterland sterben, wenn dieses ihren Tod verlangte.“

Königin Luise wußte, daß für jede Nation einmal die Prüfungsstunde kommt, in der, wenn sie sich nicht selbst aufgeben will, nur eines ist, was retten kann; wo jede feigherzige Frie-

denzpolitik vor der erröthenmachenden Schande des beleidigten Vaterlandes weichen muß; wo das Wort des Dichters in seine Rechte eintritt: „Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerte, — Wasch' die Erde, — dein deutsches Land, mit deinem Blute rein!“

So dachte die Königin, — anders die Minister. Anstatt zu handeln, verhandelten sie, und Napoleon war vorsichtig genug, nicht zu früh seinem lange gehegten Groll gegen Preußen freien Lauf zu lassen. Wie der Tiger erst dann mit zerschmetterndem Sprunge über sein Opfer herstürzt, wenn demselben jeder Ausweg und jede Hülfe abgeschnitten ist und er in ihm seine sichere Beute erblickt, — so führte Napoleon mit ächter Tigerpolitik den vernichtenden Streich nicht eher gegen Preußen, als bis er alle Bundesgenossen, die demselben etwa noch geblieben sein mochten, kampfunfähig gemacht hatte. Gerade um jene Zeit der Verletzung des Anspachischen Gebietes hatte er näher liegende Pläne gegen Oesterreich im Werke; darum verschob er den Ueberfall bis auf die ihm gelegenste Zeit, ging auch bereitwillig auf die ihm vom Berliner Cabinet in ängstlicher Friedensliebe gebaute goldene Brücke, zahlte sogar eine Entschädigungssumme für seinen Bruch des Völkerrechtes, — und Preußen hatte noch die Frist eines kurzen Jahres gewonnen, um sich zu dem entscheidenden Kampfe zu rüsten.

Diese Frist aber hat es versäumt, auf halbem Wege wurde Halt gemacht, die weise Lehre Friedrichs des Großen: „nie einen Streich halb zu führen“ wurde unbeachtet gelassen. So verstrich die Zeit, in der man unter den günstigsten Verhältnissen sich des Feindes hätte erwehren können, und machte der Platz, in der man es unter den ungünstigsten von der Welt thun mußte. Unabwendbar vollzog sich an dem verblendeten Staate das

tragische Geschick, welches durch schlechte Diener, durch Treulosigkeit auf allen Seiten ermöglicht, aber doch hauptsächlich beschleunigt wurde durch den planlosen Bidzack politischer Wendungen und durch den Mangel an einem kräftigen Entschluß zur rechten Zeit.

Raum hatten sich die erschrocken Gemüther über die Gewaltthat an dem Duc d'Engbien beruhigt, als schon ein neuer Mord Deutschland, diesmal viel nachhaltiger, in unbeschreibliche Aufregung versetzte. Der Buchhändler Philip Palm in Nürnberg wurde auf Befehl Napoleons seiner Familie entrißen, um wegen Verbreitung einer die gesunkenen Zustände Deutschlands aufs treffendste schildernden Schrift vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden. Ohne die gewichtigen Vertheidigungsgründe des Unglücklichen irgendwie zu berücksichtigen, verurtheilte ihn das aus sieben französischen Obersten bestehende Gericht zum Tode, und am 26. August des Jahres 1806 wurde Palm zu Braunau erschossen. Auch hier verhöhnte Napoleon in der rohsten Weise das in gerechte Entrüstung ausbrechende deutsche Volk; er fragte, „ob man denn glaubte, daß sieben französische Obersten einen falschen Spruch fällen könnten?“ Und doch steht fest, daß die eigenen Worte des Kaisers dahin lauteten, „der Schuldige solle in 24 Stunden verurtheilt und hingerichtet werden.“ — Das war die des Nachwerks würdige Inauguration des berücksichtigten von Napoleon am 17. Juli zuvor gegründeten Rheinbundes!

Nichts dient besser dazu, das strahlende Bild der edeln Königin von Preußen, der einzigen patriotischen Fürstin jener Tage, ins rechte Licht zu setzen, als das jämmerliche Treiben, welches sich damals in so üppiger Wucherblüthe an den meisten Deutschen Höfen entfaltete. Vornehmlich herrschte dies an solchen, die in Klein-

lichster Engherzigkeit und Kirchthurmpolitik nur die eigene Haut und das Bischen klägliches Souveränität von Napoleons Gnaden zu retten trachteten, und darüber das Deutsche Vaterland, ihnen nur ein Begriff fremd wie die Sprache ihrer Vorfahren, dem schimpflichsten Untergange anheimgaben. Keiner hat die Wirthschaft dieser Rheinbundsfürsten vor wie nach der Gründung der gegen das eigene Vaterland wüthenden Liga niederschmetternder gerichtet als der Freiherr von Hornmair, der würdige Landsmann Andreas Hofers, wenn er spricht von jener „das Mark des Landes auffressenden orientalischen Verschwendung und Verprassung, jenen grausamen Jagdwüthrichen, jenem mit Eigenthum, Freiheit und Leben willkürlich schaltenden Minister- und Kanzlervezirat, dem Seelenverkauf auf alle möglichen Schlachtfelder, in ost- und westindische Pestklüfte oder gegen die junge Freiheit Amerika's, jener bodenlosen Maitreffen- und Bastardenwirthschaft, deren Bild der populärste und tugendhafteste deutsche Dichter uns zu guter Letzt am Vorabend der französischen Revolution in „Kabale und Liebe“ treu und wahr vor Augen gestellt hat.“

Uebrigens hat auch Napoleon nicht eine Spur von Achtung für dies ihm blindlings folgende „Parterre von Königen“ gehegt, er hat sie behandelt wie einst Attila die ihm unterworfenen Fürsten. Nennt er doch den Getreuesten der Treuen von diesen sogenannten Deutschen Fürsten in seiner rohen Kasernenmanier „vieille bête“; Anderen gegenüber spielt er den Schulmeister, der Zensuren austheilt und auch wohl gelegentlich die ungehorsamen, tölpelhaften Schüler auf die Finger klopft. Ein wahrhaft deutscher Mann aber, der Mensch ohne Menschenfurcht, Freiherr von und zum Stein, nannte sie kurzweg „Elende“ und wollte auch nichts von einem *suaviter in modo* ihnen gegenüber hören.

So beschaffen waren jene Rheinbundfürsten, die frohlockend sich in die von dem jagenden Tiger ihnen, den bellend nachfolgenden Schakalen, zugeworfenen Ueberbleibsel des Raubes an Preußen theilten. Freilich dürfte wohl die Schuld an diesem unerquicklichen Verhältniß zwischen den beiden Haupttheilen Deutschlands ziemlich gleichmäßig auf beide sich erstrecken: der Rheinbund hätte nicht so unbedingt sich Napoleon in die Hände geliefert, wenn nicht Preußen das Bestreben neutral zu bleiben auf die Spitze getrieben hätte. Nicht wenig lockend mochte auch für Preußen die Aufforderung Napoleons gewesen sein, doch als Gegengewicht einen Nordbund zu stiften, den er dann in bekannter Zweizüngigkeit mit allen Mitteln zu hintertreiben mußte.

Wir zweifeln nicht daran, daß die Aeußerungen des Königs Friedrich Wilhelm III. nach der Gewaltthat von Anspach sowie die Worte der Königin Luise dem Franzosenkaiser sofort durch die feilen Spione, deren er nirgends entrathen konnte, entstellt berichtet wurden. Wenigstens beginnt mit dieser Zeit seine ganz persönliche, wahrhaft bestialische Verfolgung Luizens, die er ja gern als die Urheberin des Krieges darzustellen pflegte, aus dem instinktiven Gefühl heraus, daß sie eine der Wenigen sei, die seine nackte Verbrechernatur trotz des Firnisses der Lüge nicht zu düpiren vermöchte. Auf die Nachricht von der ihm drohenden Mobilmachung Preußens im Herbst 1805 rief er aus: „Der König von Preußen hat mir eine böse Viertelstunde gemacht, ich will sie ihm mit schlimmen Zinsen zurückerstatten!“ Wem im Dezember 1805 nach der Unterzeichnung des für Hannover so verderblichen Preßburger Friedens Gelegenheit ward, die Talleyrand oder Davoust sich über Preußen äußern zu hören, der konnte keinen Augenblick an dem Wahnsinn der

Nachgier zweifeln, der Napoleons Herz erfüllte und ihn kaum die Zeit erwarten ließ, seine Beute zu zerfleischen. Ein Gegner, den Napoleon so grimmig haßte, wie Preußen, mußte doch wohl Gefahren für ihn bergen; um so verwerflicher stellt sich darum die nahe an Hochverrath streifende Handlungsweise des Preussischen Gesandten von Haugwitz dar, der solchem für seinen Monarchen so günstigen Verhältniß keine vortheilhafte Seite abzugewinnen wußte.

Wie sehr Königin Luise in ihrem Abscheu vor dem keine Gewaltthat verschmähenden Feinde Recht gehabt, beweisen die wohlverbürgten Worte Napoleons ein Jahr nach ihrem Tode, die seine Absichten klar genug hervortreten lassen: „Je veux avoir les princes prussiens, ils me serviront de gages de la fidélité des troupes . . . les princes apprendront ce que c'est que la guerre.“ Das war das Schicksal, welches er den noch im Knabenalter stehenden Prinzen Fritz und Wilhelm, den Söhnen der Königin, zugedacht hatte; das Loos eines Thumelicus und Asthanax, welches er für seinen eigenen Sohn so ängstlich fürchtete, wollte er den Söhnen seines Feindes bereiten. Es bedarf wohl nur des Hinweises auf die Gefangenschaft Napoleons III., der vor König Wilhelm von Preußen den Degen senken mußte, um die wunderbare Vergeltung zu erkennen, die sich so sichtbar in den Geschicken der beiden Familien kundgibt.

Die Gewaltthat, verübt an dem preussischen Territorium, der Abfall der Rheinbundfürsten von Deutschland und vor Allem die Ermordung Palms schreckten die Königin Luise jäh auf und ließen ihr die Gefahr, der ihr Land entgegenging, in den schwärzesten Farben erscheinen. Sie stand den Sammlungen sicher nicht fern, die für die Familie des erschossenen Nürn-

berger Buchhändlers in Berlin veranstaltet wurden (in Süddeutschland hätte dergleichen damals schon für Hochverrath an Frankreich gegolten); sie suchte überhaupt jetzt ihren Einfluß besser zu verwerthen, als sie es in weiblicher Zurückhaltung bis dahin gethan.

Leider war gerade um die Zeit, wo Preußens Geschick durch den warmen Herzschlag seiner muthigen Königin vielleicht hätte abgewendet werden können, wo wenigstens ein freies Wort seiner geliebten Gemahlin bei dem Könige mehr vermocht hätte als die ränkevollen Machinationen der Haugwitz, Lombard, Beyme, e tutti quanti, — leider war die hohe Frau durch mütterliches Leid so angegriffen, daß sie in den Bädern von Pyrmont Erquickung suchen mußte und so dem Getriebe der preußischen Politik zur Abwehr gegen Frankreich noch ferner stand als zuvor.

Aus der Zeit von Luisens Aufenthalt in Pyrmont berichtet die Frau von Voß über ihre Gebieterin: „Sommer 1806. — Hier in dem ungezwungenen, geselligen Kreise der Badegäste ward meine geliebte Königin wahrhaft angebetet von Allen, Allen, die sie sahen. Sie vergaß sich nie, auch nicht auf einen Augenblick; aber bei dieser rührend sanften und doch so erhabenen Würde, die sie nie verließ, war ihr Wesen doch heiter, ja fröhlich, und ihre immer gleiche Freundlichkeit der Stimmung machte das Dasein Allen leicht und beglückt, die mit ihr lebten. Vor allem, wenn sie Briefe vom Könige oder von ihren anderen Angehörigen erhielt, war sie von einer strahlenden Freude, und sie beeilte ihre Rückkehr auch so viel als möglich, um nur zum Geburtstag des Königs wieder mit diesem vereint zu sein. Das Bad that ihr sichtlich gut. Ihre Freude bei dem endlichen Wiedersehen mit dem König, der ihr bis mehrere Meilen hinter Potsdam entgegenkam, war wahrhaft rührend.“

Bei diesem Wiedersehen, auf welches Luise sich so sehr gefreut hatte, erfuhr sie zum ersten Male, daß der Krieg mit Frankreich beschlossene Sache sei. Wie eine böse Vorbedeutung hat es ihr wohl später erscheinen müssen, daß im Frühling des verhängnißvollen Jahres 1806 ihr ein Söhnchen, der Prinz Ferdinand, starb. Mit diesem Trauertage fing für sie die herbe Zeit der Leiden an, die erst mit ihrem Tode ein Ende erreichte.

Preußen wurde durch die Rheinbund=Akte, dann durch die Napoleonischen Lügenkünste zur Hintertreibung des von ihm selbst angeregten Norddeutschen Bundes unter Preußens Führerschaft in seiner friedliebenden Haltung hart erschüttert. Jetzt war's aber schon zu spät geworden für einen leichten, hoffnungsvollen Krieg. Oestreich war von Napoleon niedergeworfen, und die etwaige Hülfe, die man von Rußland erwarten konnte und die Alexander I. seinem an der Gruft Friedrichs des Großen gegebenen Versprechen gemäß „seinem Waffengefährten und Freunde“ Friedrich Wilhelm III. senden wollte, wurde durch das schändliche Spiel verrätherischer Botschafter vereitelt, die in den Tagen, wo Alles auf schleunigste Erledigung ankam, aus einer hochwichtigen Reise im Interesse des bedrohten Staates — eine Lustfahrt machten.

Vielleicht wäre es selbst nach der Gründung des Rheinbundes noch an der Zeit gewesen, sich mit England zu verbinden, die Festungen in Vertheidigungszustand zu setzen und sich hinter der Elbe zu sammeln; aber was half solche späte Entschlossenheit gegenüber einer landesverrätherischen Politik der KabinetSräthe und gegenüber Festungskommandanten, wie denen von Küstrin, Glogau, Spandau, Stettin, Magdeburg &c. &c.?

Die Partei, die jetzt durch Zaudern und Zagen, durch Liebäugeln mit dem von ihr für einen Halbgott gehaltenen Napoleon

im Begriffe stand, dem wankenden Staate den Todesstoß zu versetzen, war dieselbe mehr oder minder vaterlandslose, französische Partei, welche mit den das preussische Staatseigenthum an die Feinde verrathenden Amtleuten anfang und in einem Minister Lombard, dem Sohne eines französischen Friseurs, gipfelte.

Diese Parteigänger hatten stets der Königin Luise übelgewollt: sie war ihnen zu deutsch, zu gerade und einfach. Bei ihr wollten die frivolen Künste dieser „Polissons“ nicht verfangen, wemgleich sie nicht hindern konnte, daß ihr Thun und Treiben in jedem dieser Diener ihres Gemahls einen spionirenden Aufpasser fand und sie von sich wohl klagen durfte: „Ich weiß, daß hundert Augen — Gedungen sind, mich zu bewachen, weiß, — Daß er mich an seiner Knechte Schlechtesten verkaufte — Und jede von mir aufgefangene Silbe — Dem Hinterbringer fürstlicher bezahlt, — Als er noch keine gute That bezahlte!“

Die fürstliche Bezahlung soll bei dem Lombard allerdings statt der dreißig Silberlinge fünftausend goldene Napoleons betragen haben, — die Bewunderung für Napoleon erklärt sich daraus bei ihm wie bei vielen Andern gar leicht.

Nichts charakterisirt vielleicht die dem sichern Untergange zutreibende Politik Preußens bitterer als die zornigen Worte eines Stein über den cynischen Lombard in seiner Denkschrift über die Reorganisation der inneren Verwaltung, die er der Königin Luise für den König überreichte. Da heißt es unter Anderem: „Der geheime Cabinetsrath Lombard ist physisch und moralisch gelähmt und abgestumpft. Seine Kenntnisse schränken sich auf französische Schöngeisterei ein. Die ernsthaften Wissenschaften, die die Aufmerksamkeit des Staatsmannes und des Gelehrten auf sich ziehen, haben diesen frivolen Menschen nie beschäftigt . . . Sein moralisches Gefühl ist erstickt und an

dessen Stelle eine vollkommene Gleichgültigkeit gegen das Gute und Böse gesetzt. In den unreinen und schwachen Händen eines französischen Dichterlings von niederer Abkunft, eines Roué, der mit der moralischen Verderbtheit eine gänzliche physische Lähmung und Sinfälligkeit verbindet, ist die Leitung der diplomatischen Verhältnisse dieses Staates in einer Periode, die in der neueren Staatengeschichte nicht ihres Gleichen findet!

Welch wachsamem Auge auch die Königin Luise auf diesen Menschen gehabt, wie sie gleich der mächtigen vox populi in ihm die Hauptquelle des über Preußen gebrachten Unglücks erkannte, verbürgt die Thatsache, daß sie, selbst hilflos, dem Verrath preisgegeben, auf der Flucht mit den Kindern vor den nachdringenden französischen Truppen, in Stettin aus eigenem Antriebe der Entrüstung den Befehl gab, diesen Mann sofort zu verhaften. Leider mußte der König aus Mangel an sonnenklaren Beweisen und auch wegen der formellen Rechtsungültigkeit des Verfahrens seiner Gemahlin dem Gefangenen hinterher die Freiheit und das elende Leben schenken.

Freilich gab es auch eine Partei der Guten bei Hofe, die sich um die Königin zum Kampf gegen die Verräther scharte; nur drang ihre Stimme nicht durch den Lärm der Franzosenfreunde. Ein Stein, ein Prinz Louis Ferdinand, York, Blücher erkannten wohl die Gefahr, wagten auch, dem Könige dieselbe vorzustellen, mußten sich aber in das Loos fügen, einer immer hoffnungsloser werdenden Sache zu dienen. York hat sicher in jenen Tagen der Königin Luise seine frühere Abneigung wegen ihrer Liebe zum Tanz, ihres vermeintlich zu großen Einflusses auf Staatsgeschäfte und dergleichen im innersten Herzen abgeben;

er wurde jetzt sogar zu einem ihrer wärmsten Anhänger und Bewunderer.

Auch die Rückkehr Luizens von Pyrmont konnte die Gefahr nicht mehr beschwören, da die Haugwitz, Zastrow und Konforten jede ernste Rüstung, jede entschiedene Vorbereitung zum Kriege, selbst nach erlassener Mobilmachung, dem Könige als gefährlich schilderten. Wie konnte so ein glücklicher Ausgang erwartet werden? Es hätten Wunder geschehen müssen, um Preußen den Geiergriffen zu entreißen, die sich zu seiner Vernichtung zusammenkrallten. Aber die Zeit der Wunder war so lange noch nicht gekommen, als der Verrath die höchsten Staatsgeschäfte leitete und altersschwache Generale aus der Schule einer längst von Napoleon überholten Kriegsführung an der Spitze eines Heeres standen, welches nicht mit einem für die Noth des Vaterlandes erglühenden Herzen in den Kampf zog, sondern „bei Strafe zur Landesvertheidigung aufgerufen wurde.“

Noch waren die Tage von der Katzbach, von Dennewitz, von Leipzig und Waterloo fern, erst mußte über Preußen der vernichtende Sturm Napoleonischer Willkür brausen, erst die edle Königin Luise alle Leiden des tiefgekränkten Gemahls, die Sorge um die unstat von Ort zu Ort gescheuchten Kinder, das Weh über das zertretene Vaterland doppelt schmerzlich und brennend empfinden in der Noth des Erils. Zuvor mußte die beste Frau unter zu viel Gram erliegen, als schönstes Opfer des unbarmherzigen Siegers Tod, ehe die Sonne wieder aufging über einem glücklich aufathmenden Preußen, welches in dem Ledeum über seine Siege auch die Klage der Erinnerung an seinen von der Erde abgerufenen Schutzgeist ertönen ließ.



VII.

Von Jena bis Memel.

„Si fractus illabatur orbis,
Impavidam ferient ruinae.“

Die Stunde war da, in welcher Königin Luise zeigen sollte, ob sie die Probe zu bestehen vermöge, die das Unglück auf den im Glück gesammelten Schatz an Charakter und geistiger Stärke macht. Der Krieg wurde an Napoleon erklärt und nun war es endlich vorbei mit dem feigherzigen Hinhalten und Parlamentiren.

Wochte sich nun aber auch mit der verschwundenen Ungewißheit über den zu fassenden Entschluß in manchen Kreisen, namentlich in denen der Offiziere, eine freudigere Stimmung kundgeben, — im Volke, im Heere, ja selbst beim König war hiervon so gut wie nichts zu merken. Es war, wie ein Zeitgenosse schreibt, nicht jene gesunde Begeisterung, die aus der frischen Tiefe des Gemüthes hervorquillt; es war der beschränkte Uebermuth, welcher den abgelebten, in langem Frieden verrosteten, ohne höheren, kriegerischen Sinn überlieferten militärischen Formen eine zauberische Gewalt zuschrieb.

Die höheren Offiziere zählten zwar manche treffliche Männer in ihrem Corps, im Ganzen aber war es eine wurmstichige

Gesellschaft; der jüngste General war 52 Jahre alt, von den Majors waren mehr als zwei Drittheile über die fünfzig und sechzig hinaus. Dazu herrschte keine Einheit, keine straffe, durch einen dominirenden Charakter zusammengehaltene Bewegung, sondern überall eine derartige Verwirrung, daß der König, der an keinen glücklichen Ausgang mehr glauben mochte, verzweifelungsvoll ausrief: „Das kann nicht gut gehen, es ist eine unbeschreibliche Confusion; die Herren wollen das aber nicht glauben und behaupten, ich wäre noch zu jung und verstände das nicht. Ich will nur wünschen, daß ich Unrecht habe.“

Schade genug, daß der König seine durchaus nicht gering anzuschlagenden Erfahrungen im Militärwesen, die jüngeren Datums waren als die der meisten seiner Generale, diesen gegenüber nicht kräftiger geltend gemacht hat; es wäre dadurch viel Unheil verhindert worden. Äußerte sich doch Gneisenau, der es wohl verstehen mußte, darüber: „Der König ist der unterrichtestte von Allen, die ihn umgeben haben. Unglücklicherweise ist er fremden Meinungen gefolgt und hat seine eigene hintangesetzt.“

Und zu all der Uneinigkeit und Verwirrung im Heere kam noch die geradezu apathische Haltung des Volkes, welches sich rettungslos den Franzosen preisgegeben sah, da es die politische Leitung des Staates in so unreinen, unzuverlässigen Händen wußte, wie die der oben geschilderten Cabinetsräthe waren. Es fühlte ganz gut heraus, daß es bei Hofe seit langer Zeit eine Partei gebe, welche offen darauf hindränge, Preußen zum Anschluß an den Rheinbund zu bewegen, das wollte sagen, es zum Vasallenstaat Napoleons zu machen und dafür den verheißenen Lohn einzustreichen. Das war „die schreckliche Zeit der Frechheit und Vermilderung“, von welcher Stein spricht.

Der Oberbefehl über die Preussische Armee lag in den Händen des mehr als 70jährigen Herzogs von Braunschweig, der durch die schlechte Ausnutzung der Schlacht bei Valmy gegen die ersten französischen Revolutionsarmeen wie überhaupt nach seiner lauen Kriegsführung in der Champagne am wenigsten dazu geeignet war, dem Heere und dem Volke Vertrauen einzufloßen, — er, der sich selbst in den günstigsten Stellungen nicht mehr recht getraute, entschlossen drauf und dran zu gehen.

Die Reserve wurde durch den Prinzen Louis Ferdinand kommandirt, eine edel angelegte, nur zu leidenschaftliche Natur, die sich durch ihr eigenes Ungeßüm das Verderben bereitete. Wo der Herzog von Braunschweig durch Langsamkeit fehlte, sündigte der feurige Prinz durch tollkühne Ueberstürzung. Ihm gebrach es an der nothwendigen Unterwerfung unter die oberste Heeresleitung; er glaubte, den Krieg auf eigene Faust führen zu können, und betrachtete die ganze Sache mehr in dem Lichte eines zur Entwicklung persönlichen Heldenmuthes geeigneten Zweikampfes als in dem eines Feldzuges, der über das Geschick von Staaten entscheiden sollte.

Beide sind eines beklagenswerthen Todes gleich in den ersten Schlachten gestorben, Beide haben ihre Schwächen durch einen guten Tod gesühnt, — und gegen Beide hat noch nach ihrem Tode Napoleon sich in der ganzen Rohheit seines henkermäßigen Charakters gezeigt!

Die Königin Luise trennte sich in den schweren Tagen des Octobers 1806 nicht eher von ihrem Gemahl, als bis die unmittelbar bevorstehende Schlacht ihre Entfernung erheischte, — sie wollte sein Geschick theilen, mochte es noch so traurig ausfallen. An der Seite des Königs Friedrich Wilhelm reiste sie zur Armee nach Erfurt, dann nach Weimar und ließ an beiden

Orten die auf die Schlachtfelder eilenden Truppen an sich vorüberdesfiliren, um sie durch den Anblick ihrer allbeliebten Königin mit Muth zu erfüllen, — für sich selber aber Trost zu schöpfen aus der kriegerischen Erscheinung so vieler braver Landesfinder.

Der 10. Oktober 1806 brachte den ersten schmerzlichen Verlust mit sich, den Tod des Prinzen Louis Ferdinand bei Saalfeld. An der Spitze eines Kavallerieregiments zum Angriff auf eine bei weitem überlegene Heeresabtheilung der Franzosen vorgegangen, mußte er bald, von allen Seiten überwältigt, sich zur Flucht wenden, die er unter tapferster Gegenwehr antrat. Hier traf ihn der tödtliche Säbelhieb eines französischen Quartiermeisters, der nur einen höheren Offizier, aber nicht einen königlichen Prinzen in ihm vermuthete. Der Prinz hatte einen trüben Ausgang des Krieges schon lange geahnt, und viele wollten wissen, daß er an jenem Oktobertage den Tod absichtlich gesucht habe. Von ihm sang Körner:

„Einmal ward's in Deiner Seele Tag,
Als Dein Herz am kühnsten Ziel des Strebens
Kalt und blutend auf der Wahlstatt lag.“

Der Eindruck dieses Unglücks auf die Armee war ein niederschmetternder, zumal auch fast 2000 Mann mit 33 Geschützen dem Feinde bei Saalfeld in die Hände fielen und die Stärke der Reserve somit schwer erschüttert war.

Tags zuvor hatte die Königin Luise im königlichen Hauptquartier die denkwürdige Unterredung mit Gentz, in der sie sich die Bewunderung dieses kaltherzigen Diplomaten in so hohem Grade zu gewinnen wußte. Ihrer Frage an ihn, wie er über den bevorstehenden Krieg denke, fügte sie gleich selber die Worte hinzu: „Ich frage nicht etwa, um aus Ihrer Antwort Muth

zu schöpfen, das habe ich Gott sei Dank nicht erst nöthig. Zudem weiß ich ja, daß, wenn Sie auch eine ungünstige Meinung von der Sache hegten, Sie mir dieselbe sicher nicht kundthun werden. Allein wissen möchte ich doch gern, worauf die Männer, die in der Lage sind, den Stand der Dinge zu beurtheilen, ihre Hoffnungen gründen, um dann zu sehen, ob deren Beweggründe mit den meinen übereinstimmen.“

Genz fiel es namentlich auf, daß die Königin Luise in dieser Audienz sorgfältig die Nennung des Namens des Herzogs von Braunschweig vermied, während sie doch der andern preußischen Generale Erwähnung that. Sie wußte nur zu wohl, in wie schwachen Händen das Schicksal ihres Landes ruhte. Wenn sie auch „aus einem Prinzip der Ehre und folglich der Pflicht“ den Krieg für nothwendig hielt, so konnte sie doch nicht ihre stets wachsende Besorgniß für dessen Ausgang verscheuchen, denn die Unordnung und Kopflosigkeit im Generalstab waren ihr nicht entgangen.

Hier im Feldlager, vor den Schlachten bei Jena und Auerstädt, war es auf einmal der Königin Luise schrecklich klar geworden, wohin das seit Jahren in der Armee geübte Verfahren führen müsse. Sie ist es auch gewesen, die dem Hauptgrunde zu dem entsetzlichen Unglück Preußens zuerst den prägnanten Ausdruck gegeben hat in dem berühmten Worte an ihren Vater: „Wir sind nicht mit der Zeit fortgeschritten, darum überholt sie uns. Wir sind auf den Lorbern Friedrichs des Großen eingeschlafen.“ Niemand hatte so deutlich wie sie erkannt, daß gerade die siegesgewisse Sorglosigkeit, der unerschütterliche Leichtsinn der Generale und Offiziere, die mit dem Namen des großen Preußenkönigs nur ihre eigene Unfähigkeit verdeckten, zum Untergange geführt hatten. Ging

ja doch dieser Leichtsinn in den leitenden Kreisen so weit, daß man nicht einmal die für Refognoscirungen und Spione erforderlichen Kosten aufzuwenden für nöthig hielt*).

Die preußischen Offiziere sprachen in einer Weise über die französische Armee und deren Befehlshaber, daß man merkte, sie hatten bisher keine anderen Feinde gesehen als die eingebildeten bei den Manövern. „Ein preußischer General,“ hieß es, „muß doch wohl mehr vom Kriege verstehen, als diese Parvenüs von Schneidern und Schustern. Generale, wie der Herr von Bonaparte einer ist, hat die Armee Seiner Majestät mehrere aufzuweisen.“

Ganz unübertrefflich hat in späteren Jahren der Kernmann Stein diese Misere charakterisirt, die Preußen und mit ihm Deutschland ins Verderben stürzte, als er zur Kaiserin von Rußland, die sich tabelnd über den deutschen Volkscharakter zu ihm ausließ, die mannhaften Worte sprach: „Nicht das Volk war schuld, man wußte es nur nicht zu gebrauchen.“

Das vollwichtigste Zeugniß aber für die Bravheit der preußischen Truppen bei Jena und Auerstädt wie auch später auf den

*) Ein Militärschriftsteller jener Tage weiß von dem Zustande im preußischen Heere zu berichten: „Mit stolzer Ruhe und Gleichgültigkeit ließen wir es geschehen, daß in ganz Sachsen und selbst bis nach Dresden französische Offiziere unter manchen Vorwänden und Verkappungen umherstreiften und sich mit voller Ruhe und Gemächlichkeit von allen militärisch wissenswerthen Gegenständen aufs genaueste unterrichteten. Alle Vorschläge, uns auf ähnliche Art Nachrichten zu verschaffen, wies man als unwürdige und kostspielige Tändeleien von der Hand.“ — Uebrigens hatte ja Napoleon die besten Spione im eignen Heereslager der Preußen: wurde doch allgemein behauptet, daß der Plan zur Schlacht von Jena schon vorher Napoleon in die Hände gespielt worden sei! *

Feldern von Eylau und Friedland, im Gegensatz zu dem „kaum halbdeutschen Adel“ vieler Festungskommandanten, hat Napoleon selbst abgelegt, der weit davon entfernt war, seinen Feind deshalb zu unterschätzen, weil dieser einmal von ihm besiegt war. Er sagt wörtlich über die preussischen Soldaten und Offiziere: „Les troupes prussiennes sont bonnes, très-bonnes. Elles n'ont fait rien qui vaille. Pourquoi? Parce que personne ne savait les commander; si je les eusse conduites, elles se seraient battues comme des Français.“ — Ebenso gut wie seine Führung wäre wohl auch die von einem Duzend Generäle von der Art eines Blücher und Gneisenau gewesen.

Am 14. October trafen die beiden feindlichen Armeen bei Jena und Auerstädt auf einander. Das Resultat der blutigen Schlachten ist nur zu bekannt: die Armee in wilder Flucht, der Feind auf die Hauptstadt des Landes anrückend, Hilflosigkeit und Verwirrung, Verrätherei und Feigheit überall.

Die Königin Luise hatte am Tage vor der Schlacht Weimar verlassen und erhielt noch vor ihrer Ankunft in Berlin am 17. October die niederschmetternde Nachricht von den vernichtenden Verlusten. So war denn furchtbar eingetroffen, was ihr Gemahl vorausgeahnt, was sie selbst nicht aus ihrer Seele hatte bannen können: der preussische Staat sollte das Schicksal all der Länder theilen, mit denen Napoleon verfuhr wie der Krämer die Elle in der Hand mit seinen Waaren.

Während die Umgebung der Königin diese zu trösten suchte mit dem bei solchen Gelegenheiten so hoffnungslosen Trost: „es kann ja Alles noch besser werden“, — sah sie die Sache ganz so schlimm an, wie sie wirklich stand. Sie verhehlte sich nicht, daß für lange Zeit jede Rettung unmöglich sei, und das war es, was ihr Herz so tief beugte. Zu ihren beiden ältesten

Söhnen gewendet, rief sie, sich zur Flucht vor dem Feinde anschickend, schmerzlich aus: „So sehe ich denn ein Gebäude an einem Tage zerstört, an dessen Erhöhung große Männer zwei Jahrhunderte gearbeitet haben. Es gibt keinen preussischen Staat, keine preussische Armee, keinen Nationalruhm mehr; der ist verschwunden wie der Nebel, der auf den Feldern von Jena und Auerstädt die Gefahren der unglücklichen Schlachten verborgen hat!“

Die Flucht aus Berlin im kalten Herbst, mit weniger in der Eile zusammengeraffter Habe, kaum dem Nothwendigsten, mit ihren zum Theil noch im zartesten Alter stehenden Kindern, — das waren die ersten Tropfen aus dem bitteren Schmerzenskelch, den sie bis zur Neige leeren mußte und über dem ihr treues, großes Herz brach.

Erst in Küstrin traf die Königin Luise mit ihrem Gemahl zusammen, um dann gemeinschaftlich die Flucht an die Ostgrenze des Reiches fortzusetzen. Anfangs lauteten die Nachrichten, die ihnen nachgesendet wurden, im Einzelnen nicht gerade ungünstig, mancher brave Regimentscommandeur rettete seine Truppen aus den Händen überlegener Feindeshaufen. Namentlich zeigte sich schon damals der alte Blücher als einen der wenigen tapferen Helden, der, „da Alles versank, noch muthig auf zum Himmel den Degen schwang“; der sein gerettetes Corps erst dann in Lübeck kapituliren ließ, als dasselbe, wie er ausdrücklich im Vertrage bemerkte, kein Brot und keine Munition mehr hatte, und der unverhohlen erklärte, „wenn der König gefangen werde und ihm befehle, eine Festung zu übergeben, so würde er ihm keinen Gehorsam leisten.“

Bald aber folgte eine Hiobspost auf die andere, noch trauriger und niederdrückender als die Nachricht von verlorenen

Schlachten. Was die Königin Luise bei dem Verrath der Festungskommandanten empfunden, dem schändlichsten, den je die Kriegsgeschichte zu verzeichnen hatte, das bezeugen die Klagen, die sie ihrem Tagebuch anvertraute, das bezeugen die Verse, die sie damals weinend niederschrieb von dem „Brot der Thränen.“ Erst die sich in der opferfreudigsten Hingebung zeigende Liebe der treuen Unterthanen Ostpreußens vermochte in Luifens Brust den Glauben an die edlere Natur der Menschen vor dem Sinken zu bewahren, der durch den schmachvollen Abfall jener Männer von der Sache ihres Gemahls und des Vaterlandes so hart erschüttert worden war.

Die große Königin fühlte, vor edler Scham erröthend, daß alle Tapferkeit des „gemeinen Mannes“, die sich ja so reichlich noch in manchen Gefechten nach den Schlachten von Jena und Auerstädt bewährt hatte, nutzlose Aufopferung sei, wenn die hochgestellten Offiziere, denen der König den stärksten Schutz des Landes, seine Festungen, anvertraut hatte, niederträchtige Schurken und Feiglinge seien.

Es ist geradezu unglaublich, wie in den Wintermonaten von 1806/7 die Festungskommandanten förmlich mit einander wetteiferten, sich gegenseitig an Gemeinheit zu übertreffen. Derselbe Herr von Jüngerleben, Kommandant von Küstrin, der wenige Tage zuvor dem gebeugten Königspaar tapferste Gegenwehr angelobt hatte, übergab ohne einen Kanonenschuß, ohne einen Schwertstreich einer Handvoll Franzosen die vielleicht stärkste Festung des Landes; obgleich Küstrin derartig durch Moräste geschützt lag, daß der Herr Oberst den Feinden selbst die Kähne schicken mußte, um sie damit in die Festung zu schaffen!

Am 8. November 1806 ergab sich Magdeburg zur größten

Bewunderung Ney's, der sich auf einen erbitterten Widerstand seitens der stattlichen Besatzung gefaßt gemacht hatte. — Das Erscheinen einiger versprengter französischer Husaren vor den Mauern von Stettin genügte, um dessen „Bertheidiger“, den General von Romberg, zur Kapitulation zu bewegen. Aehnlich fielen auch Spandau, Glogau, Hameln und Rienburg in den nächsten Wochen ehrlos dem Feinde in die Hände. Die einzigen Festungen, die sich noch einige Zeit hielten, waren außer dem heldenmüthigen Kolberg und Danzig noch Graudenz, Breslau, Brieg, Schweidnitz, Neiße und Glatz; aber auch sie widerstanden größtentheils nicht lange — und Preußen war mehrlos in den Händen der Franzosen.

Das war mehr, als Königin Luise ertragen konnte. Das große Unglück, welches der eiserne Würfel des Krieges über das Land gebracht, ließ sich begreifen und darum mit Würde tragen; aber diesem feigen Selbstaufgeben, diesem sogar von den Feinden verachteten Verrath gegenüber krampfte sich ihr Herz in unsagbarem Weh zusammen und sie erkrankte gefährlich, nachdem sie kaum mit den Kindern einen vorübergehenden Ruhepunkt vor den nachrückenden Franzosen in Königsberg gefunden. Diesmal widerstand noch ihre gesunde Jugendkraft den immer schrecklicher auf sie einstürmenden Schlägen des Geschicks, jedoch der Keim zu der Krankheit, der sie nach wenig mehr als drei Jahren unterlag, blieb in ihrem Herzen haften und ließ keine rechte Freudigkeit mehr in ihr aufkommen.

Die tapfere Bertheidigung Kolbergs durch den Bürger Nettelbeck, Danzigs durch seinen nicht von der allgemeinen Entartung betroffenen Kommandanten General Kalckreuth waren zwar nur vorübergehende Sonnenblicke in den dunkeln Wintertagen an den Grenzen des Reichs, aber die Aermste

klammerte sich mit dem Muth des Gottvertrauens und der festen Zuversicht auf ein endliches Besserwerden, wenn auch zu spät für sie, an diese Beweise preußischer Ehrenhaftigkeit und preußischer Königstreue und suchte die Muthlosen in ihrer Umgebung wieder aufzurichten. „Die Königin“, schreibt die getreue Frau von Voß, „ist bei all den schrecklichen Nachrichten wirklich wie ein Engel; ihre Ergebung in den Willen Gottes und ihre Frömmigkeit lassen sie Alles mit solcher Kraft und Sanftmuth ertragen, daß es einem das Herz ergreift und erhebt.“

Hier zeigte sich die ganze Stärke des weiblichen Gemüths, das sich zwar leichter von dem ersten Ansturm des Unglücks beugen läßt als die festere Seele des Mannes, sich aber auch schneller wieder emporrichtet, sich in das Unvermeidliche zu fügen, ja es zu ändern sucht. Selbst im tiefsten Elend will die große Tochter vor ihrem greisen Vater nicht verzagt erscheinen, darum schreibt sie ihm die trostreichen Worte: „Glauben Sie ja nicht, daß Kleinmuth mein Haupt beugt!“ So ward sie der prächtige Stern, der in Preußens Nacht als Leuchte für unzählige zerschlagene Herzen erstrahlte und noch nach seinem Verschwinden vom hohen Firmament eine so breite Spur in dem Andenken aller Edeln zurückließ.

Napoleon war in den letzten Tagen des October mit der Armee bis Potsdam gekommen, wo er ein paar Tage verweilte, während sein General Davoust nach Berlin vorausgeschickt wurde. In Potsdam besuchte der Kaiser auch die Gruft Friedrichs des Großen und schämte sich nicht, die Feldherrninsignien des großen Königs in Barbarenweise von dessen Sarge zu stehlen!

Am 27. October sahen ihn dann die Berliner in ihre Stadt einziehen, die bald zu einem französischen Vivouak wurde. In

welcher Weise Napoleon, „diese Sonne, deren Strahlen den Erdkreis erleuchten“, wie es auf einem Transparent zu seiner Verherrlichung hieß, während seines Aufenthaltes in Berlin gehaust hat, das bezeugten die Kunstgegenstände und Trophäen, die er mit acht römischem Triumfatorenlübertmuth nach seinem großen Raubstapelplatz Paris schleppen ließ.

Sein Haß gegen Preußen ließ ihn nicht lange in Berlin verweilen, er trieb ihn weiter dem fliehenden Königspaare nach, dem er die Zufluchtsstätte in Königsberg nicht gönnte. In der Provinz Preußen kam es noch einmal zwischen den sich sammelnden preußischen Truppen, die von den Tagen bei Jena und Auerstädt verschont waren, und dem überlegenen französischen Heere zur blutigen Schlacht bei Eylau, in der die Preußen Wunder der Tapferkeit thaten und den sieggewohnten Kaiser zwangen, mit König Friedrich Wilhelm III. über Friedensbedingungen zu verhandeln.

Hier war es nun wiederum des Königs und seiner Gemahlin hohes Ehrgefühl, welches sie das Festhalten an dem bis jetzt für sie so fruchtlos gewesenen russischen Bündniß für Pflicht ansehen ließ, so daß die Gelegenheit, günstige Friedensbedingungen im Angesicht einer für Preußen ziemlich glücklich ausgefallenen Schlacht zu erlangen, versäumt wurde. „Luise hat den König aufs innigste, fest zu bleiben und nur jetzt nicht den Frieden zu schließen“ — so heißt es in der kleinen Chronik der Voss, was ganz übereinstimmt mit den Worten der Königin an ihren Vater: „Diese Handlungsweise wird Preußen Glück bringen, das ist mein fester Glaube!“

Bei der Nachricht von dem Aurrücken der Franzosen auf Königsberg, welches die Königin kaum erreicht hatte, mußte sie dasselbe in einer der kältesten Nächte des Januar 1807 ver-

lassen, zum Tode krank und von ihrem treuen Arzt Hufeland beinahe aufgegeben. Dazu lag ihr jüngstes Söhnchen Prinz Karl im heftigsten Fieber und in dem unwohnlischen Schlosse zu Königsberg herrschte die entsetzlichste Noth und Bedrängniß.

Wie wahrhaft himmelschreiend das Elend der Königin Luise in jenen Tagen und schon vorher gewesen, bezeugt ein Tagebuchblatt Hufelands ergreifender, als wir zu schildern uns unterfangen. Er schreibt: „Endlich ergriff der böse Typhus auch unsere herrliche Königin, an der alle Herzen und auch unser Trost hing. Sie lag sehr gefährlich darnieder, und nie werde ich die Nacht des 22. Dezember*) 1806 vergessen, wo sie in Gefahr lag, ich bei ihr wachte und zugleich ein so fürchterlicher Sturm wüthete, daß er einen Giebel des alten Schlosses, in dem sie lag, herabrieß. Plötzlich kam die Nachricht, daß die Franzosen heranrückten. Sie erklärte bestimmt: „Ich will lieber in die Hände Gottes als dieses Menschen fallen!“ — und so wurde sie den 3. Januar 1807 (mittlerweile hatte die Krankheit sich etwas gebessert) bei der heftigsten Kälte, bei dem fürchterlichsten Sturm und Schneegestöber in den Wagen getragen und 20 Meilen weit über die Kurische Mehrung nach Memel transportirt. Wir brachten drei Tage und drei Nächte, die Tage theils in den Sturmwellen des Meeres theils im Eise fahrend, die Nächte in den elendesten Nachtquartieren zu. Die erste Nacht lag die Königin in einer Stube, wo die Fenster zerbrochen waren und der Schnee auf ihr Bett geweht wurde, ohne erquickende Nahrung.“ —

*) An demselben Tage war Luise vor 12 Jahren freudestrahlend in Berlin eingezogen.

Sechs Jahre später in derselben Nacht schlief Napoleon auf seiner Flucht aus Rußland in der Schneewüste um Wilna auf harter Bank, fröstelnd, hungrig — und schuldbeladen.

„So hat noch keine Königin die Noth empfunden! Und dennoch erhielt sie ihr Muth und ihr himmlisches Vertrauen auf Gott aufrecht und er belebte uns Alle. Selbst die freie Luft wirkte wohlthätig. Statt sich zu verschlimmern, besserte sie sich auf der bösen Reise. Wir erblickten Memel am jenseitigen Ufer: zum ersten Male brach die Sonne durch und beleuchtete mild und schön die Stadt, die unser Ruhe- und Wendepunkt werden sollte.“



VIII.

Königin Luise und Kaiser Napoleon.

„Der Mann, die Hölle im Herzen, das
Chaos im Kopf.“

(Stein über Napoleon.)

„Eine Frau, ein schwaches Wesen, und
doch erhaben über diesen Widersacher so
arm und matt an Herz!“

(Brief der Königin.)

Vom Februar bis zum Mai 1807 lebte die Königin Luise unter Furcht und Hoffnung abwechselnd in Königsberg und in Memel, je nachdem die Franzosen mehr oder weniger Miene machten, in Königsberg einzurücken. Ihre Hoffnung aber stand auf sehr schwachen Füßen, sie beruhte einzig und allein in einer energischen Hilfe von Seiten des Russischen Kaisers, der ganz gemäß seiner leicht zu entusiastmirenden Natur sich durch geschickte Schmeicheleien Napoleons und durch Vorspiegelungen von einer Russischen Weltherrschaft neben der Französischen nur zu sehr von seinem Waffenbündniß mit Preußen abwendig machen ließ.

Zum ersten Male feierte Luise ihren Geburtstag, den 31sten, in Trauer und Noth an den Grenzen der Monarchie, von der

dem Könige nur noch so viel übrig geblieben war, wie eines Napoleon Gnade für gut hielt ihm zu lassen. Der Fall von Danzig und Neiße, die sich außer Colberg noch am längsten gehalten hatten, eröffnete die Aussicht auf das traurigste Loos, bald gar keine Stätte mehr zu haben, wo der Preussische Adler noch frei seine Schwingen ausbreiten durfte.

Die unglückliche Schlacht bei Friedland am 14. Juni, in der Napoleon selbst seine Armee gegen die verbündeten Russen und Preußen führte, bildete den Schluß der Tragödie, die nur noch ihr Nachspiel in dem zerschmetternden Frieden von Tilsit erhalten sollte.

Die Franzosen rückten in Königsberg ein und Luise schrieb die schmerzlich resignirten Worte an ihren Vater, der wie immer Derjenige war, dem sie ihr ganzes Herz im Leiden offenbarte: „Wir stehen auf dem Punkt, das Königreich zu verlassen, — aber wir gehen mit Ehren unter. — Gott wird mir helfen, den Augenblick zu bestehen, wo ich über die Grenze des Reiches muß!“

Ihr Gemahl befand sich mit dem Kaiser Alexander im Hauptquartier der Verbündeten zu Pittupönen, hart an der russischen Grenze, folgte aber einer Einladung Napoleons zu den Friedensverhandlungen nach Tilsit. — Hier war es, wo die berühmte Unterredung zwischen Napoleon und der Königin Luise stattfand, zu deren wahren Verständniß wir einen Blick rückwärts auf das Verhältniß werfen müssen, welches zwischen diesen so entgegengesetzten Erscheinungen herrschte.

Napoleon ist wohl nie von einem Manne so sehr verabscheut worden wie von dem ganzen weiblichen Geschlecht. Den Männern konnte seine geistige Ueberlegenheit, sein für Militärwesen und diplomatische Heimtücke nicht abzuleugnendes Genie

imponiren; selbst seine von ihm besiegten Feinde haben ihn wohl gefürchtet, ihn auch vermünscht und gehaßt, aber nicht verachtet. Wenn hiervon Friedrich Wilhelm III. vielleicht eine Ausnahme machte und auch äußerlich dem übermüthigen Sieger gegenüber niemals seine Manneswürde vergaß, wie das so viele andere Fürsten um ein Geringeres gethan, so kommt es nicht unwesentlich darauf an, wie sehr in diesem Punkt der weibliche Einfluß seiner Gemahlin sich bei ihm geltend machte.

Eine Natur wie die Napoleons mußte einem weiblichen Gemüthe geradezu monströs erscheinen. Für einen die Welt erobernden Alexander, den jungen Makedonierkönig, kann sich auch eine Frau begeistern, — ein Napoleon muß auf sie abstoßend wirken. Und wenn dies schon bei den gewöhnlichen weiblichen Charakteren jener Zeit der Fall war, um wie viel mehr bei einer Luise! Sie hat nie daraus ein Hehl gemacht, wie sich ihr Innerstes empört fühlte über die Gewaltthatigkeiten, mit denen der Widersacher Europa's überall zu Werke ging.

Sie hat ihn verachtet und verabscheut, noch ehe sein Arm schwer auf Preußen fiel. Wir wissen nicht, was in jenem Briefe stand, den sie noch vor den Schlachten bei Jena und Auerstädt geschrieben und der, in ihrem Boudoir liegen geblieben, dem Franzosenkaiser in die Hände fiel und ihm zeigte, wie ein edles Herz über ihn dachte. Die Oberhofmeisterin von Voß schreibt darüber die wenigen Worte: „Napoleon soll in Charlottenburg einen Brief gefunden haben, den die Königin dort gelassen, und dieser Brief hat ihn ganz wüthend gemacht.“ Daß keine unreinen Schmähungen darin gestanden, wie Napoleon sie so reichlich gegen die Königin Luise schrieb oder durch gedungene Skribenten schreiben ließ, ist wohl selbstverständlich. Aber er wird bei seiner pöbelhaften Durchstöberung der Privatzimmer

einer Königin in jenem Briefe gelesen haben, daß er, der Sieger über Europa, nicht zu siegen vermöge über die Achtung einer Frau, die aus der Bibel die Liebe zum wahrhaft Guten und aus ihrem Schiller die Liebe zum Vaterlande und die Begeisterung für alles Hohe im Menschenleben geschöpft hatte.

Und wie jämmerlich erscheint jener zum Kaiser avancirte Korporal, wenn er, noch ehe der Krieg gegen Preußen erklärt ist, es nicht unter seiner Würde hält, die gemeinsten Verleumdungen zu schleudern gegen eines Königs Gemahlin, die sich in ganz Europa eines exemplarischen Rufes und selbst der Bewunderung der Feinde Preußens erfreute. Da es ihm unmöglich war, gegen die sittliche Hoheit dieser Frau anzukämpfen, so gefiel er sich darin, sie als ein unweibliches Wesen, eine Art von unnatürlicher Amazone darzustellen, die darauf ausgehe, Haß und Zwietracht zu säen, wo er natürlich nur Liebe und Versöhnung im Munde führte. Hier stieß er einmal auf eine ihm überlegene Gegnerin, die freilich nicht mit den rohen Waffen des Soldaten in der schwachen Hand ihm entgegentrat, sondern ihn mit dem vernichtenden Urtheil der allem Schlechten abholden Verachtung strafte.

Ein Feind aller nationalen wie individuellen freiheitlichen Entwicklung, war ihm gerade Preußens Standhaftigkeit und Luifens sittliche Hoheit und Seelengröße im Unglück etwas so Neues, Fremdartiges, Unbequemes, daß er mit der ganzen Wucht brutalster Schonungslosigkeit über diesen seinen einzigen wahrhaft gefährlichen Gegner herfiel.

So hatte er ja auch schon früher eine andere berühmte Frau aufs Grausamste verfolgt, hatte die Frau von Staël-Neder aus Frankreich durch seine Soldaten vertreiben lassen, weil sie es gewagt, ihm die Würde und Majestät der Menschen-

natur auch einmal in etwas Anderem zu zeigen als im Morde, in der Eroberung und Plünderung.

Während er die kleinen Seelen, die sich vor ihm bei Zeiten beugten, mit einer affektirt zur Schau getragenen Herablassung und demüthigenden Milde behandelte, sie dadurch zu Seinesgleichen machte, war ihm ein moralischer Widerstand noch unerträglicher als ein politischer. Seine Taktik war, durch scheinbare Nachgiebigkeit, Schmeichelei und Bestechung seine Feinde zu versuchen; da die Meisten dieser Versuchung unterlagen (Johannes von Müller ist ein recht schlagendes Beispiel), so erwuchs in ihm das Niedrigdenken von der Menschennatur überhaupt. Er glaubte, überall mit Gold, Ehren oder auch Phrasen sein Ziel erreichen zu können, und kannte deshalb in seiner Wuth keine Grenze des einfachsten Anstandes, wenn er auch einmal auf eine seltene Ausnahme von seiner sich selbst zu-rechtmachten Regel der allgemeinen Schlechtigkeit stieß. Theilweise traf es bei ihm zu: „die Menschen zwangen ihn dazu, die haben sich freiwillig ihres Adels begeben, freiwillig sich auf diese niedre Stufe herabgesetzt.“ — Hatte doch der damalige Fürst von Württemberg einen Censor gestraft, weil dieser die Schmähungen auf die Königin Luise in einem der Napoleonischen Lügenblätter gestrichen hatte!

Gerade bei dieser allgemeinen Entartung, die Napoleon entgegentrat, hätte man doch erwarten können, daß ein wahrhaft reiner, edler Charakter selbst ihm Bewunderung abzwängen sollte. Aber seine niedrige Seele hielt diese Probe nicht aus; er sah da, wo die Welt weiblichen Heroismus und uneigennützigste Aufopferung verehrte, nichts als das schwache Weib, das er mit einem Worte vernichten könnte. Nur hat er die noch größere Grausamkeit besessen, diese Vernichtung mit raf-

finirter Berechnung zu üben, erst mit tausend kleinen, für ein großes Herz doppelt empfindlichen Nadelstichen sein Opfer zu verfolgen und ihm dann nach Ertödtung aller Hoffnungen mit kaltem, satanischem Lächeln die Hand zum Abschiede zu reichen. Nie hat die Welt fürwahr einen weniger edelmüthigen Sieger gesehen als Napoleon!

Die Aerzte hatten Recht, wenn sie nach dem Tode der Königin Luise erklärten, ihre Herzkrankheit rühre her von zu viel Kummer und Schmerzen. Was konnte die Unglückliche wohl schwerer treffen als die fortgesetzten Verleumdungen Napoleons, der bemüht war, sie ihrem eigenen Volke als die Urheberin des unheilvollen Krieges darzustellen; der Schandbilder zeichnen ließ, auf denen die Königin in Husarenuniform, als Amazone an der Spitze von Barbarenhorden dargestellt wurde; der selbst in seinen amtlichen Bülletins, diesen Ausgeburten lügenhaften Dünkels, in den rohesten Ausfällen gegen Luise sich gefiel! Vor dem Anmarsch auf Jena schrieb er in einem Tagesbefehl an seine Soldaten: „Wir wollen artig sein und ohne Aufenthalt nach Sachsen marschiren. Eine schöne Königin will, wie man sagt, Zeugin der Kämpfe sein.“

Mit einer unheilvollen, Kriege anstiftenden Helena, einer Karoline von Neapel wurde sie in seinen offiziellen Schriftstücken verglichen, und mit dem Wohlgefallen eines groben Feldwebels sandte er die ungezogensten Beleidigungen gegen Luise in die Welt. Wollte er doch Anderen oder sich weißmachen, daß die Königin in Gemeinschaft mit dem General Rüchel — man staune! — den Schlachtplan für den sächsischen Feldzug im Herbst 1806. festgestellt habe; wobei man nicht weiß, ob man sich mehr wundern soll über die Dreistigkeit Napoleons, seinem Volke solchen Unsinn vorzureden, oder über die Stupi-

dität derer, die an denselben glaubten und an Gassenwixen solchen Schlages ihr Gefallen fanden.

In Berlin erging sich Napoleon sogar in der Audienz, die er den höheren Beamten und der Geistlichkeit der Residenz ertheilte, in den gemeinsten Verdächtigungen gegen die Königin Luise, und nur ein Ehrenmann hatte Muth genug, dem Lügengeist mit den kernigen Worten entgegenzutreten: „Sire, ce n'est pas vrai!“ Das war der Prediger Erman von der französischen Kolonie, ein weißhaariger Greis, der für seine von der feigen Welt verlassene Königin ritterlich eine Lanze brach. Das Wort konnte ihm den Kopf kosten, das mußte der wackere Priester; aber er wollte zeigen, daß ein Diener Gottes auch Gott mehr fürchte als die Menschen. Daß Napoleon ihn nicht hinrichten ließ, wie so manchen um geringerer Veranlassung willen, ist nur dadurch zu erklären, daß er es doch wohl für gerathen hielt, die Erbitterung des Volkes nicht durch einen solchen Gewaltakt aufs Höchste zu steigern, zumal in der Hauptstadt des Feindeslandes. — Luise dankte bei ihrer Rückkehr nach Berlin in der herzlichsten Weise ihrem Vertheidiger, welcher dadurch zugleich die Ehre der durch die Landsmannschaft mit einem Lombard arg compromittirten französischen Kolonie gerettet hatte.

Napoleon kannte eben aus der jüngsten Geschichte keine anderen Frauen als eine Josefina, die frühere Maitresse des Revolutionshankers Barras, später des Kaisers interimistische Gemahlin, — oder gar eine spanische Königin, die von ihm verlangte, er solle ihren eigenen Sohn gleich dem Duc d'Enghien hinrichten lassen. Nach solchen Kreaturen maß Napoleon, der ächte Sohn einer Letizia Ramolini, die weibliche Würde!

Wie er über die Königin Luise dachte oder vielmehr zu

denken sich gern den Anschein gab, beweist auch der Umstand, daß er nach dem vereitelten Attentat des jungen Staps sich zu seiner Umgebung äußerte: „Das sind wieder die Umtriebe von Berlin und Weimar*), dahinter stecken die Weiberhände“ — mit einem ganz deutlichen Hinweis auf die preußische Königin. Und das sagte ein Mensch, der bemüht gewesen, durch alle erdenklichen geheimen Anschläge und Bestechungen sich nach der Schlacht von Jena der Königin und ihrer Kinder zu verschern, um sie als Spolien seiner Siege nach Paris zu schleppen, er, dessen Laufbahn als Kaiser mit einem zwiefachen Morde begann!

Allen jenen persönlichen Beschimpfungen, durch die sich der Urheber nur selbst mit dem brennendsten Makel entehrte, setzte die Königin Luise die Ruhe einer über niedrige Gemeinheit und Bosheit erhabenen Seele entgegen. Ihr erschien der Mann, vor dem die Welt im Staube lag, nur „wie die Zuchtruthe in der Hand Gottes“, der eine kurze Frist zum Zerstören gegeben ist. Nicht bloß vereinzelt kehrt in ihrer Beurtheilung des Charakters Napoleons der Vergleich mit solchen „Geißeln der Welt,“ wie sie sie nannte, wieder; bald sah sie in ihm einen Attila, bald einen blutgierigen Nero, mit dessen Büste (im Museum zu Berlin) sie auch in Napoleons Antlitz Aehnlichkeiten herausgefunden hatte.

Nur als auch in dem eigenen Lande die Hyder des Verraths ihr Haupt erhob, als Deutsche sich fanden, die ihre Feder dem Unterjocher des Vaterlandes zur Schmähung der edelsten Fürstin verschächerten, da rief sie wie gebrochen aus: „Ist es diesem

*) Die Herzogin Amalie von Sachsen-Weimar steht in ihrem Muthe Napoleon gegenüber würdig an Königin Luise's Seite und bildet einen Beleg zu unseren früheren Ausführungen.

boßhaften Menschen nicht genug, dem Könige seine Staaten zu rauben, — soll auch noch die Ehre seiner Gemahlin geopfert werden, indem er niedrig genug denkt, die schändlichsten Lügen über mich zu verbreiten!“ In solcher Stimmung, noch gesteigert durch das harte Benehmen Napoleons gegen sie in der Zusammenkunft zu Tilsit, schrieb sie an ihren Vater: „Ach, mein Gott, wann kommt die Zeit, wo die Hand des Verhängnisses endlich das Mene — Mene, Tekel an diese Mauern schreibt?“

Selbst französische Historiker, die sich fast sammt und sonders in der Glorifizirung des zum Nationalhelden erhobenen Korsen überboten, konnten das Schmachvolle in Napoleons Betragen gegen die Königin Luise nicht mit gewohnter Schönfärberei rechtfertigen; einer der Namhaftesten von ihnen (Thiers) verstand sich dazu, von „Ungezogenheiten“ („inconvenances“) zu sprechen, die sich der würdige Vertreter der „großen Nation“ gegen ein schwaches Weib erlaubt hatte.

Und welchen glorreichen Gegensatz bildet der glanzlose Hof, den König und Königin von Preußen in dem von aller Welt abgeschiedenen Memel unter persönlichen Entbehrungen, aber in Achtung gebietender sittlicher Einfachheit und Hoheit des Unglücks führten, gegen das schamlose Treiben des Bruders Napoleons, Jérôme, in dem neugebackenen Königreich Westphalen. Kassel, früher der Stapelplatz des von den Landgrafen von Hessen verkauften Menschenfleisches ihrer Landesfinder, wurde nun der Sklavenmarkt weiblicher Schande, auf den selbst deutsche entartete Edelleute ihre Weiber und Töchter führten.

Das Leben der königlichen Familie von Preußen in Memel ist eine wahre Glanzperiode aus jener Zeit schmachvollster Erniedrigung; die Schilderung von den Entbehrungen und Leiden der

Königin Luise hat damals manches Herz in heiligem Zorn aufwallen lassen und in ihm den Entschluß gereift, volle Vergeltung an Denen zu üben, die jene Leiden verschuldeten.

Napoleon, von dem grimmigsten Haß des Schlechten gegen das ihm widerstehende Gute erfüllt, — Königin Luise, durch Schmähungen und Kränkungen des unbarmherzigen Siegers aufs Grausamste verletzt, — das sind die beiden Gestalten, die wir in dem einfachen Zimmer der Königin zu Tilsit in den ersten Julitagen des Jahres 1807 einander gegenüber stehend erblickten.

Nachdem Napoleon bei den Vorverhandlungen zum Frieden den König Friedrich Wilhelm III. mit der ausgesuchtesten Kälte behandelt und ihm die niederschmetterndsten Eröffnungen über das Schicksal der Monarchie gemacht hatte, drangen die preussischen Cabinetsräthe, mit ihnen vereint auch Kaiser Alexander, in den König, das letzte Mittel zu versuchen und die Königin zu einer Unterredung mit Napoleon zu bestimmen. Es fehlte eben hier wie früher nicht an einflußreichen Stimmen, die den hoffnungslos gewordenen König dazu brachten, nach all den traurigen Erfahrungen, die er über Napoleons Großmuth schon gemacht, sich zu einem Schritte zu entschließen, der das Herz seiner Gemahlin auf das Schmerzlichste verwunden mußte.

Andrerseits aber gab es in der Umgebung Friedrich Wilhelms auch Männer, die entschieden abriethen von einer doch erfolglosen Demüthigung, die vielleicht auf jede andere Natur Eindruck machen konnte, nur nicht auf die eines Mannes, welcher das Glück nicht zu ertragen und das Unglück nicht zu achten verstand.

Ermägen wir aber die geradezu trostlose Lage, in der sich damals Preußen und mit ihm der König befand, der es als eine Gnade Napoleons hinnehmen mußte, daß dieser nicht, wie schon so oft von anderen Dynastien, jetzt von der seinen erklärte: „Das Haus Hohenzollern hat aufgehört zu regieren“, — vergegenwärtigen wir uns die Bedingungen des Friedens, die ihm als Basis für eine zukünftige Neugestaltung des Staates gestellt wurden: ein Preussischer Staat zwischen Elbe und Weichsel, ohne die polnischen Gebietstheile, ohne Magdeburg, ohne Danzig, — so können wir es wohl beklagen, aber doch begreifen, daß der König in dem Gedanken, durch die Macht eines weiblichen Gemüthes auf den Sieger mildernd einzuwirken, einen letzten Rettungsanker erblickte.

Friedrich Wilhelm jedoch, der bis dahin auch nicht durch einen Schritt vor Napoleon sich persönlich gedemüthigt hatte und deshalb selbst von den französischen Offizieren in Tilsit mit Ehrfurcht begrüßt wurde, konnte unmöglich seiner gleich ihm von den Gefühlen der Ehre beseelten Gemahlin zumuthen, sich gegen ihren Willen zu einem solchen Anflehen von Gnade zu verstehen. Er ließ ihr deshalb die gänzlich freie Entschliebung darüber, ob sie nach Tilsit reisen wollte oder nicht.

So war denn der Augenblick für die Königin Luise gekommen, wo sie ihrem Volke und ihrem Gemahl, wo sie der Welt bewies, daß sie nicht bloß mit Worten der Klage und mit Thränen der Verzweiflung bei der Erniedrigung des Vaterlandes sich begnügte, sondern auch, wenn es verlangt oder für gut befunden würde, gern bereit wäre, die schmerzlichsten Opfer zu bringen, um eine wenn auch noch so geringe Milderung des Schicksals Preußens herbeizuführen. Ihre hochherzigen Worte waren: „Wenn irgend Jemand glauben kann, daß ich

durch diesen Schritt dem Vaterlande auch nur ein Dorf mehr erhalten könnte, so bin ich schon allein durch diese Meinung unwiderruflich verpflichtet.“ Nicht für sich ging sie den schweren Gang, sondern in uneigennützigster Aufopferung hat und flehte sie um die Städte und Provinzen, die der Monarchie fortan nicht mehr gehören sollten.

Am 4. Juli 1807 reiste die Königin in Begleitung von zwei Ehrendamen zu ihrem Gemahl nach Piktupönen und empfing dort am 6. desselben Monats den Abgesandten Napoleons, General Caulaincourt, der sie zu einem Diner beim französischen Kaiser einlud und ihr gleichzeitig dessen Besuch anmeldete. Von französischen Dragonern geleitet, die neben ihrem Wagen herritten, kam sie in Tilsit an und stieg in der Wohnung ab, die offiziell für ihren Gemahl hergerichtet, von ihm aber fast gar nicht bewohnt worden war. Hier empfing sie schon eine Stunde nach ihrer Ankunft den Besuch Napoleons, der mit Talleyrand zur Seite die Treppe zu den Gemächern der Königin hinaufstieg.

Luise hatte seiner Ankunft mit Zittern und Zagen entgegengesehen; sie mochte wohl selbst nicht viel Vertrauen in den Erfolg ihrer schwierigen Mission setzen, und nun war der gefürchtete Augenblick da, von dem sie vor der Abreise nach Tilsit in ihr Tagebuch geschrieben hatte: „Welche Ueberwindung es mich kostet, das weiß Gott! Denn wenn ich gleich den Mann nicht hasse, so sehe ich ihn doch als Den an, der den König und das Land unglücklich gemacht. Seine Talente bewundere ich, aber seinen Charakter, der offenbar hinterlistig und falsch ist, kann ich nicht lieben. Höflich und artig gegen ihn zu sein, wird mir schwer werden. Doch das Schwere wird einmal von mir gefordert, Opfer zu bringen bin ich gewöhnt.“

Der Kaiser zeigte sich in dieser ersten Unterredung so „arm und matt an Herz“ wie nur möglich. Nach den durch die Etikette gebotenen höflichen Begrüßungsredensarten fuhr er die Königin in seiner pöbelhaften Manier urplötzlich an: „Aber wie konnten Sie nur wagen, mit mir den Krieg zu beginnen?“ Luise faßte sich nach einer vorübergehenden Bestürzung schnell. Sie wußte zwar, was in diesem Augenblick auf dem Spiele stand, wenn sie den Zorn des Mannes reizte, der ihr Schicksal in den Händen hatte, — sie fühlte aber auch, was sie der Ehre des Namens, den sie trug, schuldig sei, und so sprach sie gelassen die wahrhaft großen und prophetischen Worte aus: „Sire, il était permis à la gloire de Frédéric de nous tromper sur nos moyens, si toutefois nous nous sommes trompés!“

Das mochte Napoleon wohl nicht recht zuzagen, denn er versuchte die Unterhaltung auf gleichgültige Dinge zu lenken und fragte z. B. (in einer politischen Unterredung von der höchsten Wichtigkeit für die Existenz eines Staates!) nach dem Stoff des Kleides der Königin. Aber Luise ließ den Schlangenglatten nicht so leichten Kaufes davon, sie drang mit Wärme und Innigkeit, ja mit thränenden Augen in ihn, die Friedensbedingungen herunterzusetzen, dem Lande nicht die ungeheure ihm zuge dachte Last einer halben Milliarde mit all den Besatzungen aufzuerlegen, ihr namentlich zu versprechen, daß Magdeburg und Danzig bei Preußen bleiben sollten.

Jedoch Napoleon brauchte Magdeburg für den König von Westphalen, und Danzig sollte ihm den Besitz der Ostseeküste sichern, — darum hielt er die Königin mit einem von ihr wie ein Strahl der Hoffnung aufgenommenen „J’y songerai“ hin,

eröffnete ihr auch sonst noch mannigfache Aussicht auf einen erträglichen Frieden und verließ sie dann, die über so schwache Versprechungen schon hocherfreut war.

Bei dem darauf folgenden Mittagsmahl zeigte sich Napoleon ausnahmsweise freundlich, befolgte aber sorgfältig die Taktik, seinem schönen Gaste gegenüber sich zu keiner festen Verpflichtung zu verstehen. Er würde sich übrigens auch wohl schwerlich an die heiligsten Versprechungen gebunden geglaubt haben, wenn er nach der jeweiligen politischen Constellation die Wortbrüchigkeit für vortheilhafter erachtet hätte.

Tags darauf machte er der Königin noch einmal einen Besuch, um Abschied von ihr zu nehmen. Luise wiederholte hier ihre dringendste Bitte, wenigstens Magdeburg bei Preußen zu belassen, — seine niederschmetternde Antwort lautete so plebejisch, wie sie nur ein Napoleon finden und aussprechen konnte: „Magdeburg ist mir mehr werth als hundert Königinnen!“ —

Das war das Resultat der hingebendsten Aufopferung einer Königin, die das gutzumachen suchte, was die Haugwitz und Lucchefini verdorben, die dem Aergsten sich unterzog, um für Preußen nur irgendwelche Erleichterung zu erbitten, und die nun dem scheidenden Quäler sagen mußte: „Sire, Sie haben mich grausam getäuscht!“

Napoleon schrieb Tags darauf an Josefina: „In dem Augenblick, wo Du diesen Brief liest, ist der Frieden mit Preußen und Rußland geschlossen und dadurch Jérôme als König von Westphalen mit drei Millionen Unterthanen anerkannt.“ — Und weiter: „Die Königin von Preußen ist wirklich ein reizendes Weib, sie ist sehr liebenswürdig gegen mich; Du brauchst aber nicht eifersüchtig zu sein: ich bin wie ein Wachstuch, über welches dergleichen Dinge hingleiten, ohne mein Inneres zu be-

rühren. Auch würde es mich zu viel kosten, bei solcher Gelegenheit den Galanten zu spielen.“

Napoleon selbst hat, leider aber erst in seinen Memoiren von St. Helena, an der Stelle, wo er über seine Unterredung mit der Königin Luise in Tilsit handelt, in der für sie ehrenvollsten Weise von ihr gesprochen: „Sie bewegte sich auf das Ungezwungenste in ihrer Unterhaltung, kehrte immer wieder zu ihrem Gegenstande zurück, und das Alles mit so viel Takt und Feinheit, daß man sich doch unmöglich daran stoßen konnte. Und in der That muß man gestehen, daß die Sache, um die es sich handelte, von unberechenbarer Wichtigkeit und die Zeit kurz und kostbar war.“

Ein Jahr aber nach diesem fruchtlosen Opfer, welches Königin Luise für ihr Land gebracht hatte, schrieb sie an ihre Freundin die Frau von Berg: „Ich leide unsäglich. Nur zu oft fallen Vorwürfe gegen mich — gegen mich, die ich, wie Atlas die Welt, eine Bürde von Leiden trage. Was kann ich darauf antworten? Ich seufze und verschlucke meine Thränen. Vorgestern vor einem Jahre hatte ich meine erste Unterredung mit Napoleon, gestern vor einem Jahre meine letzte mit ihm. Ach, welche Erinnerung! Was ich da gelitten habe, — gelitten mehr um Andern als um meinetwillen! Ich weinte, ich bat im Namen der Liebe und Humanität, im Namen unseres Unglücks und der Geseze, welche die Welt regieren. Und ich war nur eine Frau, ein schwaches Wesen, und doch erhaben über diesen Widersacher so arm und matt an Herz!“

Der „Frieden“ von Tilsit wurde für Preußen verderblicher als der vorangegangene Krieg. Zunächst mußte es von vornherein alle Einrichtungen gutheißen, die der Sieger in Deutschland später zu treffen für gut befinden würde. Preußen behielt „aus Gnade“ die Provinzen Pommern, Schlesien, die Neumark und Kurmark und die Provinz Preußen, — zusammen 2618 Quadratmeilen mit 5 Millionen Einwohnern*). Außerdem mußte es sich zur strengsten Durchführung der Kontinentalsperre und zur Kriegserklärung gegen England verpflichten, sowie Militärstraßen im Innern des Landes den Franzosen zur Verfügung stellen. Die Festungen Stettin, Küstrin und Glogau mußten in des Siegers Händen bleiben als Unterpfänder für die richtige Bezahlung einer Kriegskontribution, die durch die Ernährung der fremden Truppen und Ausraubungen aller Art bis zum Ende des Jahres 1808 mindestens 600 Millionen Francs betrug und von einem Lande aufgebracht werden mußte, welches, ohnehin arm und seiner reichsten Gebiete beraubt, nur den fünften Theil des heutigen Frankreichs an Flächeninhalt und den siebenten Theil an Bevölkerung umfaßte! Was ist gegen jene Unsumme bei dem damaligen Geldwerth und einer jährlichen Staatseinnahme von kaum 15 Millionen Thalern die verhältnißmäßige Bagatelle von 5 Milliarden Francs gewesen, die Frankreich im letzten Kriege an Entschädigungen hat zahlen müssen?

Friedrich Wilhelm III. hat in seinem bekannten „Aufruf an mein Volk“ den Tilsiter Frieden aufs schärfste charakterisirt mit den Worten: „Wir unterlagen unter der Uebermacht Frankreichs. Der Friede, der die Hälfte meiner Unterthanen mir entriß, gab

*) Vor dem Kriege besaß Preußen mehr als das Doppelte an Flächeninhalt und Bevölkerung.

uns seine Segnungen nicht: er schlug uns tiefere Wunden, als selbst der Krieg. Das Mark des Landes ward ausgesogen. Die Hauptfestungen blieben vom Feinde besetzt, der Ackerbau ward gelähmt, sowie der sonst so hoch gebrachte Kunstfleiß unserer Städte. Die Freiheit des Handels ward gehemmt, die Quelle des Erwerbs und Wohlstands verstopft. Das Land ward ein Raub der Verarmung.“

Die wahre Vergeltung für Tilsit sollte erst an dem Septembertage des Jahres 1870 folgen, wo der Sohn der Königin Luise und ein zweiter Franzosenkaiser, auch ein Napoleon, eine Unterredung hatten, diesmal aber auf dem für die deutschen Heere zum schönsten Siegesplan gewordenen Schlachtfelde. Von Tilsit bis Sedan, — „welch eine Wendung durch Gottes Fügung!“ schrieb König Wilhelm von Preußen damals an seine Gemahlin, mit vollem Recht und wohl nicht ohne sich an jene Unterredung seiner Mutter mit Napoleon Bonaparte bewegt zu erinnern.



IX.

Königin Luise in Briefen und Tagebüchern.

„Unverweßliche Herzensblätter aus dem
Lebensbuche der königlichen Dufberin.“

(Frau von Berg.)

Briefe der Königin Luise an ihren Vater, Herzog von
Mecklenburg.

I.

Frühling 1807.

„Geliebter Vater!

Die Abreise des Generals Blücher gibt mir Gottlob einmal eine sichere Gelegenheit, offenherzig mit Ihnen zu reden. Gott, wie lange entbehrte ich dieses Glück, und wieviel habe ich Ihnen zu sagen! Bis zur dritten Woche meines Krankenlagers war jeder Tag durch neues Unglück bezeichnet.

Die Sendung des vortrefflichen Blücher nach Pommern, der Patriotismus, der jetzt in jeder Brust sich regt, und von welchem die Reservebataillons, die erst seit Monaten organisirt sind und theils schon vorgehen, theils schon gut gefochten haben, ein neuer Beweis sind — alles dies belebt mit neuen Hoffnungen. Ja, bester Vater, ich bin es überzeugt, es wird noch

einmal Alles gut gehen, und wir werden uns noch einmal glücklich wiedersehen.

Die Belagerung von Danzig geht gut, die Einwohner benehmen sich außerordentlich; sie erleichtern den Soldaten die großen Lasten, indem sie ihnen Wein und Fleisch im Ueberfluß reichen; sie wollen von keiner Uebergabe sprechen hören; sie wollen lieber unter Schutt begraben werden, als untreu an dem König handeln; ebenso halten sich Colberg und Graudenz. Wäre es mit allen Festungen so gewesen! — — Doch genug von den vergangenen Uebeln; wenden wir unsere Blicke zu Gott, zu ihm, der unsere Schicksale lenkt, der uns nie verläßt, wenn wir ihn nicht verlassen!

Der König ist mit dem Kaiser Alexander bei der Armee. Er bleibt bei derselben, so lange der Kaiser bleibt. Diese herrliche Einigkeit, durch unerschütterliche Standhaftigkeit im Unglück begründet, gibt die schönste Hoffnung zur Ausdauer. Nur durch Beharrlichkeit wird man siegen, früh oder spät, davon bin ich überzeugt.“ — —

II.

Memel, 17. Juni 1807.

„Mit der innigsten Rührung und unter Thränen der dankbarsten Zärtlichkeit habe ich Ihren Brief vom Monat April gelesen. Wie soll ich Ihnen danken, bester, zärtlichster Vater, für die vielen Beweise Ihrer Liebe, Ihrer Huld, Ihrer unbeschreiblichen Vatergüte! Welcher Trost ist dieses nicht für mich in meinen Leiden und welche Stärkung! Wenn man so geliebt wird, kann man nicht ganz unglücklich sein.“

Es ist wieder aufs Neue ein ungeheures Ungemach über uns gekommen, und wir stehen auf dem Punkt, das Königreich zu verlassen. Bedenken Sie, wie mir dabei ist; doch bei Gott beschwöre ich Sie, verkennen Sie Ihre Tochter nicht! Glauben Sie ja nicht, daß Kleinmuth mein Haupt beugt. Zwei Hauptgründe habe ich, die mich über Alles erheben. Der erste ist der Gedanke, wir sind kein Spiel des blinden Zufalls, sondern wir stehen in Gottes Hand und die Vorsehung leitet uns, — der zweite, wir gehen mit Ehren unter. Der König hat bewiesen, der Welt hat er bewiesen, daß er nicht Schande, sondern Ehre will. Preußen wollte nicht freiwillig Sklavenketten tragen. Auch nicht einen Schritt hat der König anders handeln können, ohne seinem Charakter ungetreu und an seinem Volke Verräther zu werden. Wie dieses stärkt, kann nur der fühlen, den wahres Ehrgefühl durchströmt. — Doch zur Sache.

Durch die unglückliche Schlacht von Friedland kam Königsberg in französische Hände. Wir sind vom Feinde gedrängt, und wenn die Gefahr nur etwas näher rückt, so bin ich in die Nothwendigkeit versetzt, mit meinen Kindern Memel zu verlassen. Der König wird sich wieder mit dem Kaiser vereinigen. Ich gehe, sobald dringende Gefahr eintritt, nach Riga; Gott wird mir helfen, den Augenblick zu bestehen, wo ich über die Grenzen des Reichs muß. Da wird es Kraft erfordern; aber ich richte meinen Blick gen Himmel, von wo alles Gute und Böse kommt, und mein fester Glaube ist, er schickt nicht mehr, als wir tragen können. Noch einmal, bester Vater, wir gehen unter mit Ehren, geachtet von Nationen, und werden ewig Freunde haben, weil wir sie verdienen. Wie beruhigend dieser Gedanke ist, läßt sich nicht sagen. Ich ertrage Alles mit einer solchen Ruhe und Gelassenheit, die nur Ruhe des Gewissens,

reine Zuversicht geben kann. Deswegen seien Sie überzeugt, bester Vater, daß wir nie ganz unglücklich sein können, und daß Mancher, mit Kronen und Glück bedrückt, nicht so froh ist, als wir es sind. Gott schenke jedem Guten den Frieden in seiner Brust, und er wird noch immer Ursach zur Freude haben.

Noch Eins zu Ihrem Trost, daß nie etwas von unserer Seite geschehen wird, das nicht mit der strengsten Ehre verträglich ist und nicht mit dem Ganzen geht. Denken Sie nicht an einzelne Erbärmlichkeiten. Auch Sie wird das trösten, das weiß ich, so wie Alle, die mir angehören. Ich bin auf ewig Ihre treue, gehorsame, Sie innig liebende Tochter, und Gottlob, daß ich es sagen kann, da Ihre Gnade mich dazu berechtigt — Ihre Freundin

Luiſe.“

III.

24. Juni 1807.

„Noch immer sind meine Briefe hier, weil nicht nur Wind, sondern Stürme alles Auslaufen der Schiffe unmöglich machten. Nun schicke ich Ihnen einen sichern Menschen und fahre deshalb fort, Ihnen Nachricht von hier mitzutheilen. Die Armee ist genöthigt gewesen, sich immer mehr und mehr zurückzuziehen, und es ist von russischer Seite ein Waffenstillstand auf 4 Wochen abgeschlossen worden. Oftmals klärt sich der Himmel auf, wenn man trübes Wetter vermuthet; es kann auch hier sein; Niemand wünscht es so wie ich; doch Wünsche sind nur Wünsche und keine festen Basen. Also Alles von dir dort oben, du Vater der Güte! — Mein Glaube soll nicht wanken, aber hoffen

kann ich nicht mehr. Ich berufe mich demnach auf meinen Brief, er ist aus der Tiefe meiner Seele geschrieben. Sie kennen mich ganz, wenn Sie ihn gelesen haben, bester Vater. Auf dem Wege des Rechts leben, sterben, und wenn es sein muß, Brot und Salz essen. Nie werde ich ganz unglücklich sein; nur hoffen kann ich nicht mehr. Wer so von seinem Himmel Heruntergestürzt ist, kann nicht mehr hoffen. Kommt das Gute — o! kein Mensch kann es dankbarer empfinden; als ich es empfinden werde — aber erwarten thue ich es nicht mehr. Kommt das Unglück, so wird es mich auf Augenblicke in Verwunderung setzen, aber beugen kann es mich nie, sobald es nicht verdient ist. Nur Unrecht unsrerseits würde mich zu Grabe bringen, da komme ich nicht hin, denn wir stehen hoch. Sehen Sie, bester Vater, so kann der Feind der Menschen nichts über mich. Der König ist seit dem 19. mit dem Kaiser vereint; seit gestern sind sie in Taurigen, nur ein paar Meilen von Tilsit, wo der französische Kaiser ist.

Ich bin zu Ihren Füßen ganz die Ihrige.

Luise.“

IV. *)

Frühling 1808.

„Bester Vater!

Mit uns ist es aus, wenn auch nicht für immer, doch für jetzt. Für mein Leben hoffe ich nichts mehr. Ich habe mich ergeben, und in dieser Ergebung, in dieser Fügung des Himmels bin ich jetzt ruhig, und in solcher Ruhe, wenn auch nicht irdisch glücklich, doch, was mehr sagen will, geistig glücklich.

*) Der schönste Brief der Königin, besonders bemerkenswerth durch seinen wahrhaft prophetischen Ton.

Es wird mir immer klarer, daß Alles so kommen mußte, wie es gekommen ist. Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein, und es soll eine andre Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat und in sich selbst als abgestorben zusammenstürzt. Wir sind eingeschlafen auf den Lorbern Friedrichs des Großen, welcher, der Herr seines Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind mit derselben nicht fortgeschritten, deshalb überflügelt sie uns. — Das siehet Niemand klarer ein als der König. Noch eben hatte ich mit ihm darüber eine lange Unterredung, und er sagte in sich gekehrt wiederholentlich: das muß auch bei uns anders werden. Auch das Beste und Ueberlegteste mißlingt, und der französische Kaiser ist wenigstens schlauer und listiger. Wenn die Russen und die Preußen tapfer wie die Löwen gefochten hatten, mußten wir, wenn auch nicht besiegt, doch das Feld räumen, und der Feind blieb im Vortheil. Von ihm können wir Vieles lernen, und es wird nicht verloren sein, was er gethan und ausgerichtet hat. Es wäre Lästerung, zu sagen, Gott sei mit ihm; aber offenbar ist er ein Werkzeug in des Allmächtigen Hand, um das Alte, welches kein Leben mehr hat, das aber mit den Außendingen fest verwachsen ist, zu begraben.

Gewiß wird es besser werden: das verbürgt der Glaube an das vollkommenste Wesen. Aber es kann nur gut werden in der Welt durch die Guten. Deshalb glaube ich auch nicht, daß der Kaiser Napoleon Bonaparte fest und sicher auf seinem, jetzt freilich glänzenden Throne ist. Fest und ruhig ist nur allein Wahrheit und Gerechtigkeit, und er ist nur politisch, das heißt klug, und er richtet sich nicht nach ewigen Gesetzen, sondern nach Umständen, wie sie nun eben sind. Dabei besleckt er seine Regierung mit vielen Ungerechtigkeiten. Er meint es nicht redlich

mit der guten Sache und mit den Menschen. Er und sein ungemessener Ehrgeiz meint nur sich selbst und sein persönliches Interesse. Man muß ihn mehr bewundern, als man ihn lieben kann. Er ist von seinem Glück, geblendet und er meint Alles zu vermögen. Dabei ist er ohne alle Mäßigung, und wer nicht Maß halten kann, verliert das Gleichgewicht und fällt.

Ich glaube fest an Gott, also auch an eine sittliche Weltordnung. Diese sehe ich in der Herrschaft der Gewalt nicht; deshalb bin ich der Hoffnung, daß auf die jetzige böse Zeit eine bessere folgen wird. Diese hoffen, wünschen und erwarten alle, besseren Menschen, und durch die Lobredner der jetzigen und ihres großen Helden darf man sich nicht irre machen lassen. Ganz unverkennbar ist Alles, was geschehen ist und geschieht, nicht das Letzte und Gute, wie es werden und bleiben soll, sondern nur die Bahnung des Weges zu einem besseren Ziele hin. Dieses Ziel scheint aber in weiter Entfernung zu liegen, wir werden es wahrscheinlich nicht erreicht sehen und darüber hinsterven. Wie Gott will, — Alles, wie er will. Aber ich finde Trost, Kraft und Muth und Heiterkeit in dieser Hoffnung, die tief in meiner Seele liegt. Ist doch Alles in der Welt nur Uebergang! Wir müssen durch. Sorgen wir nur dafür, daß wir mit jedem Tage reifer und besser werden.

Hier, lieber Vater, haben Sie mein politisches Glaubensbekenntniß, so gut ich als eine Frau es formen und zusammensetzen kann. Mag es seine Lücken haben, ich befinde mich wohl dabei; entschuldigen Sie aber, daß ich Sie damit behellige. Sie sehen wenigstens daraus, daß Sie auch im Unglück eine fromme, ergebene Tochter haben, und daß die Grundsätze christlicher Gottesfurcht, die ich Ihren Belehrungen und Ihrem

frommen Beispiele verdanke, ihre Früchte getragen haben und tragen werden, so lange Odem in mir ist.

Gern werden Sie, lieber Vater, hören, daß das Unglück, welches uns getroffen, in unser eheliches und häusliches Leben nicht eingedrungen ist, vielmehr dasselbe befestigt und uns noch werther gemacht hat. Der König, der beste Mensch, ist gütiger und liebevoller als je. Oft glaube ich in ihm den Liebhaber, den Bräutigam zu sehen. Mehr in Handlungen, wie er ist, als in Worten, ersehe ich die Aufmerksamkeit, die er in allen Stücken für mich hat, und noch gestern sagte er schlicht und einfach, mit seinen treuen Augen mich ansehend, zu mir: „Du, liebe Luise, bist mir im Unglück noch werther und lieber geworden. Nun weiß ich aus Erfahrung, was ich an Dir habe. Mag es draußen stürmen — wenn es in unserer Ehe nur gut Wetter ist und bleibt. Weil ich Dich so lieb habe, habe ich unser jüngst geborenes Töchterchen „Luise“ genannt. Möge es eine Luise werden.“

Bis zu Thränen rührte mich diese Güte. Es ist mein Stolz, meine Freude und mein Glück, die Liebe und Zufriedenheit des besten Mannes zu besitzen, und weil ich ihn von Herzen wieder liebe und wir so mit einander eins sind, daß der Wille des Einen auch der Wille des Andern ist, wird es mir leicht, dies glückliche Einverständnis, welches mit den Jahren inniger geworden ist, zu erhalten. Mit einem Worte, er gefällt mir in allen Stücken und ich gefalle ihm, und uns ist am wohlsten, wenn wir zusammen sind.

Verzeihen Sie, lieber Vater, daß ich dies mit einer gewissen Ruhmredigkeit sage; es liegt darin der kunstlose Ausdruck meines Glückes, welches Keinem auf der Welt wärmer am Herzen liegt, als Ihnen, bester, zärtlichster Vater! Gegen andere Menschen,

auch das habe ich von dem Könige gelernt, mag ich davon nicht sprechen; es ist genug, daß wir es wissen.“ — *)

An Frau von Berg.

(Sommer 1807.)

„— — Der Friede ist geschlossen, aber um einen schmerzlichen Preis: unsere Grenzen werden künftig nur bis zur Elbe gehen; dennoch ist der König größer als sein Widersacher. Nach Eylau hätte er einen vortheilhaften Frieden machen können, aber da hätte er freiwillig mit dem bösen Prinzip unterhandeln und sich mit ihm verbünden müssen; — jetzt hat er unterhandelt, gezwungen durch die Noth, und wird sich nicht mit ihm verbünden. Das wird Preußen einst Segen bringen! Auch hätte er nach Eylau einen treuen Allirten verlassen müssen, das wollte er nicht. Noch einmal, diese Handlungsweise des Königs wird Preußen Glück bringen, das ist mein fester Glaube.“ — —

Königin Luise an ihre Schwester Friedrike.**)

(Sommer 1807, nach der Begegnung mit Napoleon.)

„— — Was für Schritte ich gethan habe, um Preußens Schicksal zu mildern, und wie wenig sie mir gelungen sind, das weiß die Welt; aber ich war sie als liebende Gattin dem König, als zärtliche Mutter meinen Kindern, als Königin meinem

*) Den Schluß dieses Briefes siehe auf Seite 73 ff.

***) Damals Prinzessin von Solms-Braunfels.

Volke schuldig. Das Gefühl, meine Pflicht erfüllt zu haben, ist mein einziger Lohn.“ — —

An den Probst Hanstein*).

Memel, 31. August 1807.

„— — Neigung zum Wohlthun war von jeher ein hervorstechender Zug in dem Charakter der Berliner; nie aber hat dieser sich schöner entwickelt, als in dem beendigten unglücklichen Kriege durch die von Ihnen, würdiger Herr Probst, angezeigte Stiftung zum Unterhalt, Erziehung und Unterricht unberathener Knaben von armen, noch lebenden Eltern. Für Waisen fehlte es nicht an Stiftungen mancherlei Art, aber an Hilfsbedürftige aus der genannten Klasse war bisher noch nicht gedacht. Diese Anstalt verdient daher allgemeinen Dank und lebhafteste Theilnahme.

Ich aber bin sehr gerührt durch den zarten Beweis von Achtung, Vertrauen und Liebe, den die Stifter mir dadurch geben, daß sie die Stiftung nach meinem Namen benennen und unter meinen Schutz stellen wollen. Mit Freuden nehme ich nicht nur beides an, sondern übernehme auch die nach dem Etat ausgemittelten Unterhaltungskosten für vier Zöglinge, indem ich Sie, Herr Probst, ersuche, solche auszuwählen. Beikommende 100 Stück Friedrichsd'or bitte ich zur ersten Einrichtung der Anstalt zu verwenden.

Der Krieg, der so viel unvermeidliches Uebel über die Nation brachte, deren Landesmutter zu sein mein Stolz ist, hat auch manche schöne Frucht zur Reife gebracht, und für so vieles

*) Derselbe stand zuerst an der Spitze der betreffenden Stiftung.

Gute den Samen ausgestreut. Vereinigen wir uns, ihn mit Sorgfalt zu pflegen, so dürfen wir hoffen, den Verlust an Macht durch Gewinn an Tugend reichlich zu ersetzen.

Sie, Herr Probst, haben redlich das Ihrige gethan, nach diesem Ziele hinzuleiten. Mehrere Ihrer würdigen Amtsbrüder haben mit Ihnen gewetteifert. Sie haben dadurch in den Berlinern den Geist erweckt und erhalten, in welchem allein man sich im Unglück mit Würde betragen kann. Dadurch ist das Band der Liebe, welches die Nation mit ihrem Herrscher verband, nur um so fester geknüpft worden, sowie die Freude des Wiedersehens, wonach die Sehnsucht wechselseitig groß ist, desto reiner sein wird.

Ihre wohlaffectionirte Luise.“

An Frau von Berg.

Memel, September 1807.

„— — Wie es uns geht, ist nicht zu glauben. Gestern erhielten wir Nachrichten von Knobelsdorf aus Paris, wo er behandelt wird wie ein Sakai. Seine Vorstellungen an Napoleon zu bringen, ist ihm unmöglich, da er nur einmal und wie von ungefähr vorgelassen wurde. Der Prinz von Baden und Cambacerès waren im Zimmer, und Napoleon hat ihn aufgenommen wie ein Krümchen Brot. Die Umgebung Napoleons ist ebenso gestempelt; unter anderen hat Champagny zu Knobelsdorf gesagt, „man werde sehen, wie Preußen sich jetzt benehmen würde, hoffentlich hübsch nachgiebig gegen des Kaisers

Willen, — denn alle Schuld liege an uns, an unserm bösen Willen,“ obgleich der Friedenstraktat vorliegt! Nach unserm Verhalten würde Frankreichs Verfahren gegen uns für die Zukunft eingerichtet werden. So wird auch jetzt ein Theil von Schlesien noch fortgerissen, der uns doch ausdrücklich beim Friedensabschluß unter dem Namen Neuschlesien vorbehalten war, und als Knobelsdorf darüber Vorstellungen machte, hat Champagny gesagt, es wäre ein Schreibfehler und ein Irrthum! Sagen Sie selbst, ob das nicht zum Verzweifeln ist! Ach, mein Gott, warum hast Du uns verlassen! Wo bleibt denn Stein? Dies ist noch mein letzter Trost; großen Herzens, umfassenden Geistes, weiß er vielleicht Auswege, die uns noch verborgen liegen!“ — —

An Frau von Berg.

(Der Tilsiter Frieden.)

Memel, 10. October 1807.

„Die letzten Anträge oder vielmehr Gesetze, die uns in einer förmlichen Konvention zugekommen, waren von der Art, daß Stein zum ersten Mal wie zu Stein wurde. Die Kontribution beträgt an 154 Millionen, davon soll ein Dritttheil sogleich baar bezahlt werden, die Hälfte der übrigen 100, also 50 Millionen, in Promessen, die andere Hälfte durch Domainenverkauf. Um gewiß zu sein, daß die Zahlungstermine eingehalten werden, verlangen die Franzosen als Unterpfand fünf Festungen: Graudenz, Colberg (die beide so tapfer gegen den Feind vertheidigt und behauptet worden), Stettin, Küstrin und Glogau. Diese

sollen mit 40,000 Mann französischer Truppen besetzt werden, worunter 10,000 Mann Kavallerie; die der König einkleiden, bewaffnen und ernähren soll und dazu die Summe von zwölf Millionen Thalern anweisen. Die Domainen des Königs im Magdeburgischen und Märkischen zwischen der Elbe und der Oder und in Pommern sollen an Napoleon überlassen werden, die er verwaltet und auch verschenkt, wenn er will, um die übrigen 50 Millionen herauszubringen. Begreiflich ist, daß 40,000 Mann nicht Platz in den Festungen haben; es werden ihnen also Landesgebiete angewiesen werden müssen, oder vielmehr sie nehmen sie sich — was bleibt dem König übrig? Und was bleibt er mitten in seinen Staaten? Dies, da es doch nicht annehmbar ist, zu verhindern, wird versucht durch die Sendung des Prinzen Wilhelm*) nach Paris. Er hat Aufträge, die von Stein redigirt sind. Gottlob, daß Stein hier ist! Das ist ein Beweis, daß Gott uns noch nicht ganz verlassen hat.

So ist unsere fürchterliche Lage, an welcher Alles darniederliegt. Auch mich verläßt nun bald alle Kraft. Es ist furchtbar, entsetzlich hart, besonders da es unverdient ist! Meine Zukunft ist die allertrübste! Wenn wir nur Berlin behalten; aber manchmal preßt mein ahnungsvolles Herz der Gedanke, daß er es uns auch noch entreißt und zu der Hauptstadt eines andern Königreichs macht. Dann habe ich nur einen Wunsch, — auszuwandern, weit weg, als Privatleute zu leben und zu vergessen — womöglich! Ach Gott, wohin ist es mit Preußen gekommen! Verlassen aus Schwachheit, verfolgt aus Uebermuth, geschwächt durch Unglück — so müssen wir untergehen.

*) Ein Bruder des Königs.

Savary hat versichert, daß Rußlands Verwendung auch nichts helfen würde, hat uns aber den guten Rath geben lassen, unsere Juwelen und Kostbarkeiten zu veräußern. — Uns dies sagen zu dürfen!“ — —

An Scheffner*).

Königsberg, 20. Juni 1808.

„ — — Recht schade ist, daß die schöne Griechenwelt voll Unschuld und die kräftige Römerwelt nicht hat dauern können; die Zeit des Abfalls und ihre Niedrigkeit hat mich wahrlich ergriffen, weil leider die jetzige ihr sehr gleicht. Wollten nur die Menschen die Augen nach innen wenden, vielleicht fänden sie noch Kraft, das Skavenjoch abzuschütteln; aber sie thun es nicht, so stehen keine alten Ritter auf, für das Recht, den Glauben und die Liebe zu kämpfen.

Mit wahrer Andacht kniete ich in Gedanken an dem Altar der Burgkapelle und betete für bessere Zeiten zu dem Allmächtigen. Erlebe ich sie auch nicht mehr, geht es nur meinen Kindern und durch sie meinem Volke einmal wohl! Ich weiß, die Zeiten machen sich nicht selbst, sondern die Menschen machen die Zeit; deswegen sollen meine Kinder gute Menschen werden, um wohlthätig auf ihr Zeitalter zu wirken.“ — —

*) Kant's bekannter Königsberger Schüler, des höchsten Vertrauens der Königin Luise gewürdigt.

An Frau von Berg.

1808.

„— — Was sagen Sie zu den Nachrichten aus Spanien? Sind sie nicht ein neuer Fingerzeig der eisernen Hand, die schwer auf der gebeugten Stirn Europa's ruht? ein warnender Fingerzeig nicht auch für uns? — Mitten im Frieden seinen ersten Bundesgenossen zu entthronen! Die Saat der Zwietracht zu säen zwischen Vater und Sohn! Den Infanten vom Vaterherzen zu reißen, ihn aus dem Vaterhause, aus dem Vaterlande zu verjagen! — Was haben wir, wir in unsrer Lage zu erwarten? — Ach, mein Gott, wann kommt die Zeit, wo die Hand des Verhängnisses endlich das Mene — Mene, Tekel an diese Mauer schreibt! Ich beklage mich dennoch nicht, daß meine Lebenstage in diese Unglücksepoche fielen. Vielleicht gab mein Dasein Kindern das Leben, die einst zum Wohl der Menschheit beitragen werden.“ — —*)

An Scheffner.

1809.

„Ich danke Ihnen recht aufrichtig, lieber Herr Scheffner, für die Güte, mit welcher Sie besorgt sind, mir Freude zu machen. Das Andenken edler Menschen ist mir immer von großem Werth gewesen; doch jetzt, da ich im Unglück bin, wenn

*) „Freudig sieht sie aus ihrem Schooß
Einen blühenden Baum sich erheben,
Der sich ewig sprossend erneut.
Denn sie hat ein Geschlecht geboren,
Welches wandeln wird mit der Sonne
Und den Namen geben der rollenden Zeit.“ (Schiller.)

da gute, edle Menschen mir sagen und beweisen, daß sie mich lieben, macht es einen so wohlthätigen, tröstenden Eindruck auf mich, daß ich Sie inständigst bitte, der Frau von der Recke*) zu sagen, wie sehr ich ihr danke für die Art, mit welcher sie meiner gedacht. Immer habe ich ihren Geist und ihr Gemüth, welche in einem so herrlichen Einklang leben, geliebt und geschätzt; auch dieses wünschte ich daß sie wüßte. Was sie über die Zeit sagt, mag ich eigentlich lieber gar nicht berühren, da meine Ueberzeugung die traurigste ist.

Die Erscheinung der Geißel der Welt hat gewiß große Zwecke, allein ich sehe weder Vernunft noch Rechtlichkeit, weder Sittlichkeit noch Religiosität durch das über uns gekommene Unglück erweckt. Nur große Scenen sind im Stande, große Wirkungen hervorzubringen, und daher werden noch große Opfer fallen müssen, damit das Gute für die Welt bewirkt werde. Die Gemüther sind zu verhärtet durch Egoismus und falsche Bildung, als daß man hoffen dürfte, daß sie leicht zu erschüttern und zu bessern wären. Nur große Revolutionen können und werden dieses bewirken.

Sie sehen, lieber Herr Scheffner, daß in den zwei Jahren, die ich Sie kenne, ich die Welt von ihrer ernstesten Seite habe beobachten lernen. Irre ich mich und wird es besser mit der Welt, so wird es wohl kein Mensch mit heiterem Sinn und dankbarerm Herzen aufnehmen als ich. Trifft aber mein Ahnden ein, dann hoffe ich auch die Stärke zu besitzen, die allein dem Menschen wird durch Glauben und Hingebung.

Ihre Freundin

Luiſe.“

*) Elise von der Recke hatte in einem Briefe an Scheffner ihre innigste Theilnahme an dem Loos der Königin geäußert.

An Frau von Berg.
(Trauriges Geburtstagsfest.)

März 1809.

„— — Ich habe heute wieder einen Tag erlebt, einen Tag, wo die Welt mit allen ihren Sünden auf mir liegt. Ich bin krank, und ich glaube, so lange die Sachen so gehen, werde ich auch nicht wieder genesen! Der Krieg mit Oestreich wird losbrechen, das weiß alle Welt, aber was Sie nicht wissen und was mich bis in den Tod betrübt, das ist, daß Rußland durch seine neue Verbindung mit Napoleon am Ende gar genöthigt wird, gemeinsam mit Frankreich gegen Oestreich loszuschlagen. Ermessen Sie die Folgen, die das für uns haben kann, daß wir, wenn es wirklich so weit kommt, mit zu dieser Partei übergehen müssen. Preußen gegen Oestreich! Was soll aus Deutschland werden? Nein, ich kann es nicht aussprechen, was ich fühle, die Brust möchte es mir zersprengen! Und wir hier in dieser Verbannung, in diesem Klima, wo alle Stürme wüthen, entfernt von allem Heimischen! O Gott, ist es der Prüfungen noch nicht genug?

Mein Geburtstag war ein Schreckenstag für mich! Abends ein großes, glanzvolles Fest, das die Stadt mir zu Ehren gab, vorher ein reiches frohes Mahl im Schlosse — nein, wie mich das traurig gemacht hat! Das Herz war mir zerfleischt. Ich habe getanz! — Ich habe gelächelt! — Ich habe den Festgebern Unangenehmes gesagt, ich bin freundlich gewesen gegen alle Welt, — und ich wußte vor Unglück nicht wohin?! Wem wird Preußen übers Jahr gehören, wohin werden wir Alle zerstreut sein! Gott, allmächtiger Vater, erbarme Dich!“ — —

Tagebuchblatt. 1809.

(Nach Schills Tode und den Niederlagen der Oestreicher.)

„— — Ach Gott, es ist viel über mich ergangen. Du hilfst allein — ich glaube an keine Zukunft auf Erden mehr. Gott weiß, wo ich begraben werde, schwerlich auf Preussischer Erde. Oestreich singt sein Schwanenlied, und dann Ade — Germania!“ — —



X.

Der Königin Tod.

„Rose, schöne Königsrose,
Hat auch Dich der Sturm getroffen?
Gilt kein Beten mehr, kein Hoffen
Bei dem schreckenvollen Loose?

„Ein! in Schlummer! Aufgefunden
Ist das Ziel, nach dem Du schrittest,
Ist der Kranz, um den Du littest, —
Ruhe labt den Quell der Wunden.“
(Schenkenborn.)

Noch waren die Tage fern, wo die der Königin Luise in Tilsit widerfahrenen Kränkungen und Enttäuschungen ihren reichen Vergeltungssegen über das von ihr so heiß geliebte Land bringen sollten. Noch mußte das Königspaar mehr als hundert Meilen weit von der Hauptstadt weilen und dort im quälenden Gefühl der Ohnmacht jeden Tag nur Nachrichten von neuen Bedrückungen in den noch bei Preußen gebliebenen Provinzen empfangen.

In Berlin wohnten die übermüthigen französischen Generale in den Zimmern der Königin. Die Stadt galt überhaupt als die Hauptstadt einer französischen Provinz. In den Festungsstädten übten die Feinde trotz des geschlossenen Friedens die

unumschränkste Herrschaft mit der grausamen Willkür des Siegers. Schlesien blieb noch mehrere Monate in den Händen Vandamme's, des Verworfensten unter den Generälen Napoleons, welcher der ohnehin armen Provinz (die reichen Kohlenlager waren damals noch so gut wie unbenutzt) monatlich sechs Millionen Francs auszusaugen verstand.

Nichts als Trübsal ringsumher, Verzweiflung in den Herzen der Besten, auf Jahre hinaus verlorene Hoffnung in dem der Königin Luise. Jetzt hatte sie alle Kraft zusammenzunehmen, um in sich den festen Glauben an endliches Besserwerden zu bewahren, von dem sie begeistert als wie von dem Bande einer unsichtbaren Kirche gesprochen hatte, der Alle trösten, erheben und kräftigen müsse, auf daß eine bessere Zukunft sie nicht unvorbereitet finde. Nur noch einmal ging ihr in dem herrlichen Stein ein heller Strahl der Hoffnung auf, als dieser trotz seiner kränkenden Entlassung aus königlichem Dienst doch sofort willig dem Rufe des nach seiner Hülfe ausschauenden Königs folgte. Seiner großen Seele war es möglich, alle engherzigen Rücksichten hintanzusetzen, indem er schrieb, daß er es „für unmoralisch finden würde, in diesem Augenblick des allgemeinen Unglücks seine eigene Persönlichkeit in Anrechnung zu bringen.“

Die Königin hatte den ganzen Werth dieses „Edelsteins des deutschen Volkes“ erkannt; sie sah in ihm einen der Wenigen, die es ehrlich mit dem Königshause, mit dem preussischen Staat und mit der deutschen Sache meinten. Er war ihr der letzte Trost, „denn großen Herzens“, schrieb sie ja, „umfassenden Geistes, weiß er vielleicht Auswege, die uns noch verborgen liegen.“ Als Stein, am 30. September 1807 eben in Memel angekommen, der Königin seine erste Aufwartung gemacht hatte, war ihre Freude groß und ihr Muth neugestärkt,

so daß sie sagte: „Wie glücklich bin ich, daß Stein wieder hier ist! Ja, seitdem ich ihn wieder an der Spitze der Geschäfte weiß, ist es mir, als könnte ich mich höher aufrichten und als würde mein sorgenschweres Haupt mir leichter zu tragen.“

Ach, ihr Haupt sank bald wieder, um sich nicht wieder lebensfroh aufzurichten, unter dem Drucke des Verlustes des Einzigen, der durch seine Reformen, durch seinen redlichen Willen und seine staatsmännische Einsicht im Stande war, das letzte Staatsschiff durch die gefährliche Brandung besonnen hindurchzusteuern. Ein ihn in den Augen Napoleons kompromittirender Brief an den Fürsten von Saxe-Wittgenstein, in welchem er den an den Spanischen und Tyroler Aufstand geknüpften Hoffnungen für Deutschland Ausdruck gab, wurde aufgefangen und gab den Anlaß zu der Achtung des besten Deutschen Mannes, des „nommé Stein, voulant exciter troubles en Allemagne.“ Auch wieder ein Beweis, wie jede Regierung eines individuellen, ebenbürtigen Geistes einen Napoleon, der nur Sklaven aber keine Männer dulden wollte, zu den infamsten Maßregeln bestimmte.

Der Schwerpunkt der Achtung Steins richtete sich natürlich wiederum gegen Preußen, welches Napoleon noch immer als die alleinige Macht fürchtete, die ihm unter guter Führung gefährlich werden könnte. — Im Dezember 1808 nahm Stein Abschied von König und Königin und wandte sich zunächst nach Prag. Mit ihm schwand die letzte Hoffnung dahin, die Luise noch auf baldige Errettung gehegt hatte.

Zu Anfang des Jahres 1809 machte sie mit ihrem Gemahl, einer verbindlichen Einladung des Kaisers Alexander folgend, eine Reise nach Petersburg, wo die hohen Gäste mit großer Liebe vom russischen Herrscherhause wie vom Volke empfangen

wurden. Bemerkenswerth ist namentlich, daß Luise während ihres Aufenthaltes in Petersburg bei dem Besuch der von der Russischen Kaiserin gegründeten Wohlthätigkeitsanstalten für die hilflose Jugend die Idee faßte, auch für Berlin etwas Aehnliches ins Leben zu rufen, — das Luisenstift zeugt noch heute von dem edeln Wettstreit der großen Königin mit allen segensreichen Bestrebungen.

Für das belebende Wirken des dem preußischen Staate einstweilen verlorenen großen Staatsmannes Stein fand Luise nur einen schwachen Ersatz in der Stiftung des Tugendbundes, dem sie vermuthlich nicht fern gestanden hat. Sie sah in solcher auf den edelsten Grundsätzen beruhenden Vereinigung aller Gutgesinnten einen Anfang zu der inneren Erneuerung, durch welche allein sie eine wahre Neugeburt des Staates für möglich hielt. In diesem Sinne sind auch die Worte geschrieben: „Wollten nur die Menschen die Augen nach innen wenden, vielleicht fänden sie noch die Kraft, das Skavenjoch abzuschütteln!“

Ganz in solchem Geiste beschäftigte sie sich während ihres letzten Aufenthaltes in Königsberg, wohin die königliche Familie inzwischen wieder zurückgekehrt war, eifrigst mit einer Reform des Volksschulwesens, wie sie von Pestalozzi und seinen Ueberzeugungsgenossen damals angeregt und praktisch verwirklicht wurde. Ihr lag eben nichts fern, was zur Hebung des Volksbewußtseins dienen konnte, an dessen Mangel ja der Staat zu Grunde gegangen war. Sie hat noch das Wehen des Geistes verspürt, der, von einem Stein, Fichte, Schleiermacher und all den Lehrern der neuzugründenden Universität Berlin*) ausge-

*) Schon lange vor der eigentlichen Gründung der Berliner Universität wurden von deren zukünftigen Professoren öffentliche Vorlesungen gehalten.

gangen, so Herrliches versprach; seine Früchte in den Erlösungskämpfen sollte sie nicht mehr schauen.

Wohl richtete sie ihr Auge freudiger glänzend auf jedes bedeutungsvolle Ereigniß, welches wie ein prophetischer Lichtstrahl in eine trübe Zeit vorausgeworfen wurde. Innigste Theilnahme erweckte in ihrer Brust der Aufstand der Spanier, der heldenmüthige Vertheidigungskampf der treuen Tyroler mit seinem traurigen Ausgang, der anfangs bei Aspern und Wagram siegreiche Kampf Oestreichs gegen Frankreich, der Zug des Herzogs von Braunschweig. — Besonders nahe aber ging ihr die verunglückte Expedition des braven Schill, von dem Arndt sang:

„Da als die Wucht von Schanden
Den Nacken Deutschlands bog,
Ist einer aufgestanden.
Der stolz den Degen zog;
Als viele wie Memmen erblickten
Und kuschten feig und still,
Ist dieser nicht ausgewichen:
Sein Name klinget Schill!“

Bald mußte leider der Dichter, nach dem blutigen Gefecht in Stralsund am 31. April 1809, über seinen Helden klagen:

— — „O Stralsund, du trauriges Stralsund!
In dir geht das tapferste Herz zu Grund,
Eine Kugel durchbohret das treueste Herz,
Und Buben sie treiben mit Helden Scherz.
— — Da schläft der fromme, der tapf're Held,
Ihm ward kein Stein zum Gedächtniß gestellt;
Doch hat er auch keinen Ehrenstein,
Sein Name wird nimmer vergessen sein.“

Manche von den der Königin näher Stehenden wollten wissen, daß sie direkt auf Schills müthiges Unternehmen bestimmend eingewirkt habe. Wenn auch eine solche Einwirkung

der ganzen Natur Luizens widersprach, die ächtweiblich zu solchen Gewaltmaßregeln durchaus nicht hinneigte, — so läßt sich doch nicht leugnen, daß Schill von seiner Königin sich gebilligt glaubte, sie als den Schutzgeist seiner kleinen tapferen Schaar ansah und seinen ganzen Kampf mit als einen Beweis seines Bestrebens auffaßte, sich der Gnade der Königin würdig zu zeigen. In seiner Säbeltasche soll sich ein Zettel vorgefunden haben, auf dem die Worte von der Hand der Königin standen: „Für den braven Herrn von Schill. Luise.“ — Wie weit dies auf Wahrheit beruht, was es mit dem Zettel, selbst wenn die Worte wirklich von der Königin herrührten, für eine Bewandniß hatte, das sind Fragen, die wohl ewig unbeantwortet bleiben werden.

Ein Stern nach dem andern löschte an dem Himmel aus, zu dem Luise sehnsüchtig ihre Blicke nach Rettung erhob; es wurde trübe in ihrem Herzen und, wie der getreue Borowski, ihr Freund und Seelsorger in Königsberg, von ihr schreibt: „Um ihren Mund, den sonst ein glückliches Lächeln umschwebte, sieht man jetzt von Zeit zu Zeit ein leises Beben.“

Der letzte schwere Schlag des Verhängnisses drohte über dem Haupte des Königs, der von ihm getroffen ausrief: „Das ist der härteste!“ So lange ihm die treue Gefährtin seines Lebens tröstend zur Seite wandelte, konnte er sich nie ganz verlassen fühlen; erst da die getreuesten Augen sich zum letzten Schlasse geschlossen, rief er aus: „Bin ich nicht ein unglücklicher Mann?“

Nach der Rückkehr aus Petersburg verweilte das Königspaar noch den ganzen Sommer in einem kleinen Dorfe nahe bei Königsberg. Schon hier stellten sich bei der Königin die ersten Vorboten der Krankheit ein, der sie nach kaum einem Jahre zum Opfer fiel. Man sah ihren schönen Augen an, daß sie viele Thränen vergossen hatten. Das war die Stimmung,

aus der heraus Luise schrieb: „Ich bin krank, und ich glaube, so lange die Sachen so gehen, werde ich auch nicht wieder genesen.“

Allen, welche die Königin früher im strahlenden Glanze der durch keine Seelenleiden getrübbten Jugendschönheit bewundert hatten, mußte ihr jetziger Anblick doppelt schmerzlich sein. Ihr bleiches Antlitz sprach schon von einer höheren Weihe, von einer stummen Sehnsucht nach Ruhe. „Die Blüthen auf ihrem Angesicht sind wohl verblüht und eine sanfte Blässe umgiebt es, doch ist es noch schön und auf ihren Wangen wollen mir fast noch mehr als früher die rothen, jetzt die weißen Rosen gefallen“, so schrieb Borowski über das damalige Aussehen der Königin.

Sie war müde vom Leben, müde von all den Verfolgungen und unaufhörlichen Beängstigungen, die jede neue Stunde der Schweregeprüften brachte. Darum sehnte sie sich nach der Heimkehr aus der Verbannung, ein wahres Heimweh ergriff sie, wieder an den Stätten zu weilen, wo sie die ersten glücklichen Jahre ihrer Ehe verlebt hatte. Noch aber konnte ihr dieser Wunsch nicht erfüllt werden, — erst als die Franzosen Berlin vollständig geräumt hatten, durfte das Königspaar daran denken, von den getreuen Ostpreußen Abschied zu nehmen und wieder in den Kreis der auf seine Rückkehr sehnlichst wartenden Unterthanen der Residenz sich zu begeben.

Im Dezember 1809 trat die königliche Familie ihren Heimweg nach Berlin an, der auf allen Straßen, in allen Städten und Dörfern einem Triumphzuge gleich. Am 22. Dezember 1809 konnten die Berliner den König und die Königin begrüßen und sie thaten das mit der bekannten freudigen Loyalität, durch die sich die Bürgerschaft der Hauptstadt von jeher ausgezeichnet hat. Es war ein Trauer- und doch wieder ein Freudentag für die

Stadt. Noch lag zwar Preußen danieder unter dem Drucke des verderblichen Friedens, aber dennoch gab sich im Volke die innigste Freude jubelnd kund, wenigstens die Königsfamilie in seiner Mitte zu sehen und sich an ihrem Anblick mit Geduld und Ausdauer zu erfüllen.

Eine zarte Aufmerksamkeit bewiesen die Bürger Berlins ihrer geliebten Königin durch das von ihr hoch aufgenommene Geschenk eines Wagens in ihrer Lieblingsfarbe Lila, in welchem Luise mit ihren Kindern vom Thore bis zum Palais fuhr. Mit bewegten Worten dankte sie für dies Zeichen der herzlichsten Zuneigung: „Die schönste Entschädigung für die lange schmerzliche Trennung ist die Anhänglichkeit und Liebe, wovon ich einen neuen rührenden Beweis von den guten treuen Bürgern Berlins erhalte. Mit Vergnügen und Dankbarkeit nehme ich das Geschenk an, das als Beweis erprobter Liebe meinem Herzen stets theuer und durch den ersten Gebrauch von unvergeßlichem Werthe sein wird.“

Der erste Weg der königlichen Familie in der Hauptstadt richtete sich zur Kirche, um Gott für die endliche Erlösung aus dem Exil zu danken, aus welchem die Königin an theuersten Gütern sogar reicher zurückkehrte: statt der fünf Kinder, mit denen sie in den Oktobertagen des Jahres 1806 aus Berlin hatte fliehen müssen, zählte sie jetzt sieben der lieben Häupter.

Aber schon lastete auf Luizens Seele die trübe Ahnung des baldigen Scheidens, die sich bei mancher Gelegenheit erschreckend kundgab. Bei der Feier ihres 34. Geburtstages, der letzten ihres Lebens, am 10. März 1810, sprach sie die Befürchtung aus: „Es ist wohl das letzte Mal, daß ich meinen Geburtstag hier feire. Ich bin dankbar für alle Beweise der Liebe und

Theilnahme, aber ich weiß es nicht, wie es mit mir ist, — ich kann mich nicht mehr so freuen wie sonst.“

Ja, schon vor ihrem Heimzuge nach Berlin, dessen Nähe ihr Herz doch in freudigeren Schlägen hätte klopfen lassen müssen, schrieb sie ahnungsvoll in ihr Tagebuch: „So werde ich denn bald in Berlin sein und wiedergegeben so vielen treuen Herzen, die mich lieben und achten. Mir wird es bei dem Gedanken ganz beklommen vor Freude und ich vergieße viele Thränen, wenn ich daran denke, daß ich Alles auf dem nämlichen Platze finde und doch Alles so ganz anders ist, daß ich nicht begreife, wie es dorten werden wird. Schwarze Ahnungen ängstigen mich, immer möchte ich allein hinter meinem Schirmleuchter sitzen, mich meinen Gedanken überlassen. Ich hoffe, es wird anders werden!“ Und es wurde anders: die Furcht sollte schwinden vor der ewigen Hoffnung und die schwarzen Ahnungen Platz machen seligster Gewißheit.

Noch ein letzter Sonnenstrahl irdischen Glückes fiel in das zu früh ausgeblühte Leben der Königin Luise, als sie einem langgehegten Wunsche im Sommer des Jahres 1810 endlich die Erfüllung nahen sah, — dem Wunsche, ihre Lieben in der Mecklenburgischen Heimath zu begrüßen, noch einmal ihren Vater, ihren Bruder, die Großmutter zu umarmen, die sie vor fast 17 Jahren verlassen hatte.

Ende Juni 1810 trat sie die Reise an, aber wie sie über die Grenze ihres Landes fuhr, zuckte wiederum ihr Herz in banger Todesahnung zusammen. Am 25. Juni schrieb die Oberhofmeisterin von Boß, die nun achtzigjährige unzertrennliche Begleiterin ihrer angebeteten Königin, in ihre kleine Tageschronik: „Den Morgen über war die Königin heiter, aber als wir uns der Grenze näherten, überkam sie plötzlich eine räthselhafte

Traurigkeit. Einige Augenblicke war sie ganz von derselben übermannt und fast beängstigt, aber sie faßte sich rasch wieder und es ging vorbei.“ — Königin Luise hatte die kalte Hand des Todes gefühlt, die nach ihrem Herzen griff.

„Geht nun hin und grabt mein Grab,
Denn ich bin des Wanderns müde,
Von der Erde scheid' ich ab,
Denn mir ruht des Himmels Friede,
Denn mir ruht die süße Ruh'
Von den Engeln droben zu.“

Jene schwarzen Ahnungen verschwanden wohl noch einmal für kurze Zeit vor dem Gefühl der Befeligung in den Armen ihrer theuern Angehörigen. Zu ihrem Bruder Georg gewendet, rief sie in diesem Gefühl aus: „Lieber Georg, nun erst bin ich selig!“ Noch am 28. Juni 1810 schrieb sie die Worte auf ein Blatt Papier: „Lieber Vater, ich bin heute hochbeglückt als Deine Tochter und als die Gattin des besten Mannes.“ — Dies waren die letzten Worte, die ihre Hand geschrieben.

Alles wetteiferte in Strelitz, wie in dem bald nach der Ankunft der Königin in Mecklenburg zum Erholungsorte bestimmten Hohen-Zieritz mit einander, ihr das Leben so angenehm wie nur möglich zu gestalten; dazu kamen die fast täglichen Briefe ihres Gemahls und der Kinder, das Aufathmen nach all den Kümmernissen, wie sie sie in Memel und in Königsberg erduldet. Jedoch die vielen Leiden der vier Jahre des Unglücks hatten zu tief in ihrem Herzen gewühlt, jenes Seligkeitsgefühl war nur noch das fieberhafte Schlagen desselben vor der unendlichen Ruhe, nur noch das dem Erlöschen vorangehende letzte Aufflackern der ersterbenden Flamme.

Die Brustkrankheit, an der sie zeitweise schon in Königsberg gelitten, kam stärker als je über sie und warf sie nach kurzem Widerstande auf das Schmerzenslager, von dem sie sich nicht wieder erhob. Alle menschliche Kunst war hier machtlos, der Augenblick nahte, wo die hilflose Königin schmerzlich klagte: „Was ist doch alle irdische Größe! Man nennt mich eine Königin und ich fühle mich so ohnmächtig, daß ich keinen Arm rühren kann!“

Der König war selbst um jene Zeit erkrankt, raffte sich aber auf und eilte auf die beunruhigenden Nachrichten an das Sterbebett seiner Luise. So kam nach einer für sie schlaflosen Nacht der letzte Morgen ihres jungen Lebens heran, der des unvergeßlichen 19. Juli 1810. Die Gräfin von Voß hielt bis zum letzten Augenblick bei ihrer geliebten Herrin aus, sie schildert uns in ihrer schmucklosen Weise die Sterbestunden der Königin:

„Endlich gegen 5 Uhr kam der König, aber die Königin hatte bereits den Tod auf der Stirn geschrieben. Und doch wie empfing sie ihn! Mit welcher Freude umarmte und küßte sie ihn, und er weinte bitterlich. Der Kronprinz und Prinz Wilhelm waren mit ihm gekommen. Soviel die arme Königin es nur vermochte, versuchte sie noch immer zu sprechen. Sie wollte so gern immer noch zum König reden, — ach, sie konnte es nicht mehr. So ging es fort und sie wurde schwächer. Der König saß auf dem Rande des Bettes und ich kniete davor. Er suchte die erkalteten Hände der Königin zu erwärmen, dann hielt er die eine und legte die andre in meine Hände, um daß ich sie warm reiben sollte. Es war etwa neun Uhr. Die Königin hatte ihren Kopf sanft auf die Seite geneigt und die Augen fest gen Himmel gerichtet. Ihre großen Augen weit

geöffnet und aufwärts blickend, sagte sie: „Ich sterbe, o Jesu, mach' es kurz!“ — —

Das war der letzte Flügelschlag einer erlösten Seele. Das Hohe Lied von Frauenwürde, welches ihr ganzes Leben gewesen, war mit einem tiefschmerzlichen Akkord des frühen Todes verklungen. Den König hatte ein größeres Leid getroffen als Alles, was ihm Napoleon je zufügen konnte; in der tiefsten Erschütterung rief er aus: „Für mich giebt es kein Unglück mehr, mich hat das größte getroffen, dagegen sind alle andern, die noch kommen können, ein wahres Nichts!“

Traurig ging der Zug, der die theure Todte zur ewigen Ruhe in die Heimat brachte, durch die Wälder und über die Haiden, — an allen Wegen weinende und trauernde Gesichter, trübes Klagegeläute um den Tod der Mutter des Landes. Die Stelle, wo der Leichnam zuerst wieder das Preussische Gebiet berührte, bezeichnet ein Gedenkstein mit der Inschrift: „An dieser Stelle sahen wir jauchzend ihr entgegen, wenn sie, die Herrliche, in milder Hoheit Glanz mit Engelsfreundlichkeit vorüberzog. An dieser Stelle hier, ach, flossen unsre Thränen, als wir dem stummen Zug betäubt entgegenfah'n!“ — —

— — In frühester Morgenstunde, nach der Mitternacht desselben 22. Dezember, an welchem Luise vor 17 Jahren als Kronprinzessin in Berlin eingezogen, an welchem sie vor einem Jahre als Königin aus der Noth des Exils wieder in ihre getreue Hauptstadt zurückgekehrt war, bewegte sich ein Trauerzug nach dem liebsten Aufenthalt der abgeschiedenen Königin, wo jeder Baum und jeder Stein an die Unerseßliche gemahnte. In Charlottenburg hinter dem alten Schlosse biegt ein schmaler Weg links ab durch eine Allee von düster zum Himmel ragenden Bäumen, um die sich der dunkelgrüne

Epheu zur Höhe schlingt. Am Ende der Trauerallee liegt das Mausoleum, die letzte Heimat für das Irdische der Königin Luise. Wehmuthsvoll steigt man die Stufen hinauf, — man fühlt, der Ort, an den man geht, ist ein heiliger Ort.

Des Himmels Licht fällt durch blaue Scheiben gedämpft ruhig in das geweihte Haus der Todten. Stille ringsumher. Da ruht die große Königin noch im Tode vereint mit ihrem geliebten königlichen Gemahl in dem verschlossenen Gewölbe, — und darüber, wie ein holder Künstlertraum, ihr von der Muse geweihtes Marmorbild. Sie liegt da im seligen, überirdischen Schlummer, um ihren Mund schwebt ein glückliches Lächeln, das nicht an den Tod erinnert. Das ist das edle Gebilde, von dem Körner sang:

Du schläfst so sanft, die stillen Züge hauchen
Noch deines Lebens schöne Träume wieder;
Der Schlummer nur senkt seine Flügel nieder,
Und heil'ger Friede schließt die klaren Augen.

So schlummre fort, bis deines Volkes Brüder,
Wenn Flammenzeichen von den Bergen rauchen,
Mit Gott versöhnt die rost'gen Schwerter brauchen,
Das Leben opfernd für die höchsten Güter.

Tief führt der Herr durch Nacht und durch Verderben;
So sollen wir im Kampf das Heil erwerben,
Daß unsre Enkel freie Männer sterben.

Kommt dann der Tag der Freiheit und der Rache:
Dann ruft dein Volk; dann, deutsche Frau, erwache,
Ein guter Engel für die gute Sache!"

Luisens Sterbetag, der 19. Juli, ist in jedem Jahre für das Preußische Königshaus ein Tag der Erinnerung und stillen Andacht. Nie aber hat er eine ernstere Feier gesehen, als an jenem ewig denkwürdigen 19. Juli 1870, da derselbe Feind, der das treue Herz der Königin Luise gebrochen, ihrem Sohne Wilhelm, Preußens Könige, eroberungslustig den Fehdehandschuh hinwarf zum Kampfe um „die höchsten Güter“, von denen der Deutsche Dichter singt. An demselben Tage, wo Frankreichs Kriegserklärung in Berlin eintraf, hat an dem Sarge seiner Mutter, des Schutzgeistes Deutscher Sache, der Sohn gekniet, der zu altem Ruhme junge Lorbern und zur Königskrone eines mächtigen Staates die Krone des Reiches fügte, von dem Königin Luise in den begeistertsten Augenblicken ihres Lebens geweissagt hatte: — „ihres vielgeliebten Germaniens.“

An dem festlichen Tage, an dem seit der Geburt der großen Königin hundert Jahre verflossen, wo nur noch Wenige leben, die die Goldselige gekannt und ihre Leiden gesehen, da schweigt die herbere Trauer und stolzen Herzschlages gedenkt das ganze Deutsche Land der erhabenen Todten, die ihm als Leitstern auf seiner Bahn in trüber Nacht vorangeleuchtet und die heute aus lichten Höhen herabschaut auf die Erfüllung ihrer geheimsten, schönsten Wünsche für das Wohl ihrer Kinder, für das Heil ihres Volkes.

Dem längst vorbei, halbvergessen sind jene Tage der Erniedrigung Preußens und der Schande Deutschlands, die Luisens Herz gebrochen. Vorbei ist die Zeit, wo sie geklagt: „Für mein Leben hoffe ich nichts mehr“, und gekommen ist der Segen, den sie auf Deutschland herabgesleht.